

1

Jon de Tavakent spürte eine hauchzarte Berührung an seiner Wange.

Ein Streicheln, welches sich sofort in Nässe verwandelte. „Du hattest Recht, Unterführer Hamur. Es schneit. Nicht viel, aber es schneit. Der erste verdammte Schnee in diesem Jahr und er kommt früh.“ Jon sah seinen Unterführer missmutig an. „Du hast eine verdammt gute Nase, Hamur.“ Er griff in die Tasche seiner Jacke, suchte, und zog eine kleine Kupfermünze hervor. „Hier, du hast sie dir redlich verdient. Es soll mir eine Lehre sein, nie wieder mit dir zu wetten.“

„Auf meine Nase war schon immer verlass, Ritter.“ Sliv Hamur grinste breit und beugte sich im Sattel zur Seite, um die Münze an sich zu nehmen. „Und ich wette, Ritter de Tavakent, dies war nicht die letzte Wette, die Ihr mit mir eingegangen seid.“

Der Unterführer wirkte hager und man schien die Knochen durch die Haut hindurch zählen zu können. Schon mancher hatte deshalb seine enorme Körperkraft unterschätzt. Zwei der oberen Schneidezähne waren ihm beim Faustkampf ausgeschlagen worden, doch dem Gegner war es sehr viel schlechter ergangen. Er war schon mehrfach zum Unterführer befördert und wegen diverser Disziplinlosigkeiten wieder degradiert worden. Sliv Hamur gehörte sicher nicht zu den Soldaten, die bei einer Parade glänzten, doch im töten von Feinden war er makellos und so hatte er die Winkel des Unterführers immer wieder zurück erhalten. Ritter Jon de Tavakent diente erst seit Kurzem an der Grenze des Imperiums und wusste, dass er gut beraten war, wenn er die Worte des alten Soldaten beachtete.

„Mal sehen, was der Tag uns noch außer Schnee bringt.“ De Tavakent zog das Langaage aus dem Futteral am Sattel, schob es auseinander und ließ die Linse suchend über die Landschaft gleiten.

Der stärker werdende Schneefall schränkte die Sichtweite ein. Das gefiel dem Ritter nicht, da er als Späher die Verantwortung für die Sicherheit einer Handelskarawane und ihrer Eskorte trug.

Vor ihnen breitete sich eine fruchtbare Ebene aus, deren saftige Wildgrasweiden von dichten Wäldern unterbrochen wurden. Die Blütenpracht der Blumen lag nun zunehmend unter einer hauchzarten Schicht des ersten Schneefalls, der in diesem Jahr unerwartet früh einsetzte. Alles wurde weiß gepudert, aber der Ritter wusste, dass die Sonne sehr bald an Kraft gewinnen würde.

„Verdammt Schnee“, murmelte er.

Unterführer Hamur stützte die Hände auf das Sattelhorn. „Keine Sorge, er wird rasch geschmolzen sein.“

„Sicher. Aber wir bewegen uns auf keiner befestigten Handelsstraße.“

Der Unterführer beugte sich zur Seite und spuckte aus. „Der verdammte Herrscherr wollte ja unbedingt den Weg abkürzen. Wenn die verdammte Nässe den Boden aufweicht, dann ist es seine Sorge wenn die verdammten Wagen schwerer vorankommen.“

Jon de Tavakent lachte leise. „Ziemlich viel verdammt für einen so jungen Tag, Hamur.“ Er warf einen Blick hinter sich, doch von dem Wagenzug war noch nichts zu erkennen. „Dennoch gebe ich dir Recht. Ich wäre lieber mit einer unabhängigen Streife unterwegs, als mit den schwerfälligen Wagen. Nun, wenigstens tragen sie nicht mehr viel Fracht, dass macht es etwas leichter.“

Obwohl de Tavakent noch keine zwanzig Jahre alt war, zählte Unterführer Hamur ihn zu den hoffnungsvollsten Nachwuchsoffizieren an der Nordgrenze des Imperiums. Der Ritter war von schlanker Statur und die Uniform der imperialen Armee saß ihm wie auf den Leib gegossen. Seine Gesichtszüge wirkten ein wenig weich und zeigten oft einen nachdenklichen Ausdruck. Von der gebräunten Haut hob sich eine hellere Narbe ab, die als feine Linie von der rechten Wange zur Schläfe reichte. Sein hellblondes Haar trug er militärisch kurz und es kontrastierte stark zu den fast schwarzen und buschigen Augenbrauen. Wie es der Tradition des Rittertums entsprach, ließ er sich einen kleinen Spitzbart stehen, über dessen sorgfältig gestutztes Ende der goldene Ring der Ehrenakademie geschoben war.

Beide Männer fröstelte es in der Kühle des frühen Tages, doch keiner von ihnen wollte sich vor dem anderen die Blöße geben, als Erster zum wärmenden Mantel zu greifen. Sie trugen die dunkelblauen Jacken und hellblauen Hosen der Imperiumstruppen, dazu die typischen hellbraunen Stulpenstiefel. Auf ihren Köpfen saßen schwarze Baretts, an der rechten Seite mit dem goldenen Greifen des Imperiums von Karass. Der sanfte Wind spielte mit den weißen Federn, die das Zeichen der berittenen Infanterie waren.

Jon de Tavakent setzte das Lauge kurz ab, säuberte die Linse mit einem Zipfel seiner Jacke und sah erneut hindurch. „Ein Rudel Wulffe, wohl vierhundert Meter in südlicher Richtung.“

„Wie viele?“ Sliv Hamur legte die Hand an den Sattelschuh, in dem das Bolzengewehr steckte.

„Sechs oder Sieben“, murmelte der Ritter. „Die werden das Risiko nicht eingehen. Selbst wenn sie hungrig sind. Die Biester wissen, dass wir sie längst erspäht haben.“

Hamur lächelte. Der junge Ritter lernte das Land immer besser kennen und einschätzen. Auch wenn man die gescheckten Raubtiere auf diese Entfernung nicht mit bloßem Auge erkennen konnte, die Wulffe würden viel zu klug sein, um die beiden Soldaten über diese Distanz und

über das freie Feld hinweg anzugreifen. Die sechsbeinigen Kreaturen waren keineswegs feige, aber sie riskierten keine Verletzung, die sie unfähig zur Jagd machen konnte und damit dem Hungertod preisgab. Sie würden auf eine andere Gelegenheit und ein anderes Opfer warten, es in einen Hinterhalt locken und dann eine Hetzjagd veranstalten.

„Der Wagenzug kann nicht mehr weit zurück sein“, meinte Sliv Hamur. „Es wird Zeit für den Morgenkaff.“

„Ja, ein heißer Kaff käme mir jetzt Recht“, seufzte de Tavakent und schob das Langaue wieder zusammen. Klickend rasteten die Messingelemente ineinander. „Schwarz und mit viel Zucker, so dass der Säbel aufrecht drin stehen bleibt.“

„Hm.“ Der Unterführer hatte die Einschränkung verstanden. „Also muss der Kaff noch warten?“

De Tavakent deutete mit dem geschlossenen Langaue zu dem großen Waldstück, das vor ihnen lag. „Der Weg führt uns dicht daran vorbei. Ich will mich am Waldrand noch ein wenig umsehen, bevor wir zur Kolonne zurück reiten.“

Der Unterführer verkniff sich eine Bemerkung. Manchmal war de Tavakent, nach seinem Geschmack, noch etwas zu dienstefrig. Nach ein paar Jahren im Grenzdienst würde sich das jedoch geben. Sie waren noch vor Anbruch des Morgens aus dem Nachtlager aufgebrochen und hatten ein gutes Stück des heutigen Weges erkundet. Nicht weil sie mit Feinden rechneten. Die Wagenkolonne war von der Festungsstadt Partass aufgebrochen und befand sich längst weit innerhalb des eigenen Gebietes. Kein Rudel Raubtiere und keine Horde Gesetzloser würde es wagen, eine Kolonne von dreißig Frachtwagen, deren Begleitern und einer eskortierenden Schwadron Pferdeinfanterie anzugreifen. Doch der Beschluss des Handelsherrn, dem die Wagen gehörten, hatte den Wagenzug gezwungen die mit Steinplatten befestigte Handelsstraße zu verlassen und sich querfeldein zu bewegen. So mussten die Späher überprüfen, ob der Weg für die schmalen Metallreifen der schweren Planwagen geeignet war. Wie üblich nahm Ritter de Tavakent seine Aufgabe sehr ernst, obwohl er nicht das Oberkommando über die Eskorte hatte.

Langsam trabten die beiden Soldaten über die Ebene und näherten sich dabei dem ausgedehnten Waldstück. Die Sonne begann ihre Kraft zu entfalten und der Schnee schmolz, während die Kälte langsam aus den Männern wich. Die weißen Winkel an den Oberarmen des Unterführers schienen im Sonnenlicht zu leuchten und der einzelne Balken auf der rechten Schulterklappe des Ritters blitzte golden.

Das Rudel Wulffe bemerkte wie die Reiter näher kamen. Die Leitwulffe reckte sich, schien demonstrativ zu gähnen, um ihre Missachtung auszudrücken, und führte die anderen dann im typischen Trott ihrer Art zu einem anderen Waldstück.

„Die werden ihre Mahlzeit noch bekommen“, meinte Hamur und deutete auf Spuren im feuchten Wildgras. „Eine Herde Geweichtiere. Die sind erst bei Morgengrauen hier durch. Ich wette, eines davon werden sich die Wulffe heute noch schnappen.“

„Ich wette nicht“, brummte de Tavakent wider besseres Wissen.

Der Unterführer lachte leise und strich, vielleicht unbewusst, über die Tasche in der sich die Kupfermünze befand. Dann, unvermittelt, wurde er ernst und gab jenen leisen, schnalzenden Laut von sich, der jeden Späher vor einer Gefahr warnte.

Prompt zügelte de Tavakent sein Pferd. „Was ist los, Hamur?“

„Die Vögel, Ritter.“ Der Unterführer deutete in Richtung des Waldes. „Dort, eine Handbreit vom rechten Waldrand entfernt.“

Die Augen des Ritters verengten sich. Über der beschriebenen Stelle kreisten mehrere Vögel. Sie flogen hektisch umher, ohne jedoch jene Schreie auszustoßen, mit denen sie gewöhnlich ihre Artgenossen warnten. Dafür konnte es nur einen Grund geben. Unter ihnen befand sich ein Feind, der jedoch keine direkte Bedrohung für sie darstellte.

„Vielleicht ein Pelzbeißer oder ein paar Wulffe“, vermutete de Tavakent, doch der Zweifel in seiner Stimme war deutlich. Er öffnete die Schlaufe, die das Bolzengewehr im Sattelschuh sicherte.

„Ja, vielleicht.“ Auch Hamur griff zur Waffe.

Das metallische Schnappen war zu hören, mit denen die beiden Soldaten die Spannhebel nach hinten zogen. Sie hielten den Abzug gedrückt und bewegten die Spannhebel einige Male vor und zurück, damit sich die Federn erwärmten. Erst dann ließen sie die ersten Bolzen in die Kammern gleiten. Die Gewehre waren Nachbauten der Waffen des befreundeten Volkes der Telaner und sie waren nicht besonders gut. Der Schwachpunkt war die lange Spannfeder. Man zog einen kleinen Hebel, der rechts in einem Schlitz des Laufes verlief, nach hinten und spannte so die lange Feder. Dann glitt der Daumenstarke Bolzen in die Kammer und wenn man den Abzug betätigte, schleuderte die Feder das Geschoss aus der Waffe. Bis auf hundert Meter war das Bolzengewehr recht genau und wesentlich leichter zu handhaben, als die früheren Armbrüste. Doch das Metall der Spannfedern war empfindlich. Bei großer Kälte wurde es spröde und die Federn brachen. Man konnte sie nur dagegen schützen, indem man sie vorher ordentlich fettete, aber das Fett war auch nicht besonders gut. Unter Kälte begann es zu klumpen und nahm der Spannfeder viel von ihrer Kraft. Erfahrene Pferdeinfanteristen

führten daher nicht nur Ersatzfedern, sondern auch die alte Armbrust mit sich. Zwar war nun der erste Schnee gefallen, aber es war noch nicht so kalt, dass die Federn darunter leiden würden. Die beiden Männer gingen also davon aus, dass die Bolzenwaffen einwandfrei funktionierten. Dennoch vergewisserten sie sich, dass die Säbel griffbereit in ihren stählernen Scheiden saßen.

De Tavakent und Hamur ritten in einigem Abstand und jeder von ihnen achtete dabei auf einen anderen Abschnitt des Waldes, dem sie sich immer mehr näherten. Unter den vorderen Bäumen war nichts Verdächtiges zu erkennen. Sie saßen am Waldrand ab und gaben die Zügel ihrer Pferde frei. Es waren gut ausgebildete Tiere, die sich nicht ohne Todesgefahr entfernen würden.

Jon de Tavakent starrte aufmerksam zwischen die Bäume. Hier hatte der Schnee den Boden nicht erreicht und der Wald zeigte sich in all seiner Vielfalt. Es war ein typischer Mischwald mit Laub- und Nadelbäumen. Der Wind kam hier stetig von Norden und so war ihre südliche Seite mit Moos bewachsen und zeigte stärkere Äste. De Tavakent hatte ein Auge dafür, wie sich die Natur den Erfordernissen anpasste. Große Pilze wucherten im Wurzelbereich der Pflanzen und der Boden war von Farnen bedeckt. Gelegentlich knackte und raschelte es in all dem Grün. Eine Unzahl von großen und kleinen Tieren lebte im Wald. Die Großen jagten die Kleinen und diese wiederum verzehrten ihre Jäger, wenn diese verendet waren. Ein immerwährender Kreislauf des Lebens, denn die Natur verschwendete nichts. Der Ritter sah zwei Baumspringer und ein Eichhörnchen, welche die Fremden kurz beäugten und sich dann eifrig daran machten, weiterhin Vorräte für den nahenden Winter zu sammeln.

„Nichts“, murmelte Unterführer Hamur.

„Die Vögel kreisen nicht umsonst“, erwiderte de Tavakent. Er deutete mit dem Lauf des Bolzengewehrs vor sich. „Wir gehen ein kleines Stück tiefer in den Wald. In die Richtung, wo die Schwingen fliegen.“

Der Wald war sich selbst überlassen. Alte Bäume starben und junge wuchsen heran. Es gab mächtige Stämme, die unter der Last des Alters zusammengebrochen waren und nun langsam auf dem Boden verrotteten. Insekten zerfraßen das tote Holz, dessen ausgehöhlte Stämme Heimstatt für ihresgleichen waren. Kleine Nagetiere hasteten umher, um sich an Insekten und Larven zu sättigen.

Die Bäume standen hier am Waldrand nicht sehr dicht. Die beiden Männer achteten darauf, zerbrechliche Äste zu vermeiden und schlichen langsam weiter.

Schließlich hob Hamur die Hand, bedeutete seinem Begleiter zu warten und schnupperte.

„Könnt Ihr es riechen, Ritter?“

De Tavakent nickte mit zusammengepressten Lippen. „Der Gestank ist unverkennbar. Wir können von Glück sagen, dass uns der Wind den Geruch entgegen weht und uns rechtzeitig gewarnt hat.“

„Verdammt, was haben Dreibeiner hier verloren? Wir sind weit von der Grenze entfernt. Wie kommen die Burschen hierher?“

„Die Grenze ist keine undurchdringliche Mauer“, erwiderte der Ritter. „Und unsere Streifen können nicht überall sein. Dennoch wundert es mich, dass es die Dreibeiner so weit nach Süden treibt.“ Er gab ein Zeichen mit der Hand. „Sehen wir es uns an.“

„Schön, sehen wir es uns an“, bestätigte der Unterführer. „Aber mit der gebührenden Vorsicht. Ich wette, das ist eine ganze Horde von den Kerlen.“

Nun waren sie noch weit vorsichtiger, als zuvor. Vor einigen Jahren war man zum ersten Mal auf die Dreibeiner gestoßen. Man wusste praktisch nichts über diese Wesen, mit Ausnahme der Tatsache, dass sie den Menschen nicht freundlich gesonnen waren. Es hatte bereits mehrere Zusammenstöße zwischen ihnen und den Patrouillen des Imperiums gegeben. Doch alle diese Begegnungen hatten sich in der Pforte von Partass abgespielt, jener Ebene, die sich zwischen den Gebirgen des Harff und des Tauran erstreckte. Die Fremden mussten also jenseits dieser mächtigen Bergketten im Norden leben und niemand kannte ihre Stärke und ihre Lebensart oder was sie nun nach Süden trieb.

De Tavakent und Hamur mussten noch weitere hundert Meter in den Wald eindringen, bis sie ihren Verdacht bestätigt sahen. Der typische Geruch, den die Fremden verströmten, hatte sie nicht getäuscht. Die beiden Soldaten kauerten sich im Schutz eines mächtigen Nadelbaums zusammen und sahen betroffen auf das kleine Lager des Feindes.

Die Fremden hatten ungefähr die Größe eines Menschen, aber sehr wenig mit diesen gemein. Der linsenförmige Unterleib balancierte auf drei langen Beinen. Zwei davon befanden sich seitlich an der Vorderseite, das Dritte am hinteren Ende des Körpers. Dieser endete in einem nach oben gekrümmten Stachel. Der Oberkörper wirkte fast menschlich, auch wenn die beiden Arme deutlich länger waren. Selbst die Proportionen des Schädels ähnelten, doch das Gesicht war flach und wirkte ausdruckslos. Die beiden großen Augen waren vollkommen weiß und ohne erkennbare Pupille. Der gesamte Leib schimmerte in einem seidigen Schwarz und war von einer dünnen Schicht Chitin bedeckt. Insgesamt ähnelten die Dreibeiner eher Insekten, als einer anderen Kreatur, doch sie waren unzweifelhaft intelligente Wesen.

Die beiden Soldaten konnten knapp dreißig der Kreaturen ausmachen. Alle trugen den typischen metallenen Brustpanzer, der vom kurzen Hals bis zur Mitte des Bauches reichte. Er widerstand jedem Pfeil und ließ sich nur mit den schweren Bolzen der neuen Gewehre

durchschlagen. Jeder der Dreibeiner trug eine Pfeilwaffe und das, für sie typische, gekrümmte Langmesser.

Die Fremden schienen keine Entdeckung zu befürchten und ahnten nichts von der Anwesenheit der beiden Soldaten. Einige von ihnen unterhielten sich mit ihren seltsamen Pfeif- und Klicklauten, deren Bedeutung kein Mensch kannte.

„Keine Wachen“, hauchte Hamur. „Die fühlen sich vollkommen sicher.“

De Tavakent war blass geworden und schüttelte den Kopf. „Das sind alles Wachen, Unterführer. Sieh einmal dort, rechts, bei der größeren Gruppe.“

Sliv Hamur versteifte sich. „Ihr Götter, das sind Gefangene.“

„Sechs von ihnen“, bestätigte de Tavakent grimmig.

Zwischen den Dreibeinern waren sechs Männer zu erkennen. Unzweifelhaft Menschen und ebenso unzweifelhaft die Gefangenen der Fremden. Sie waren gefesselt und geknebelt, und man hatte ihnen jedes Ausrüstungsteil und jedes Kleidungsstück abgenommen.

„Diese Bestien“, knurrte Hamur. „Sie haben den armen Kerlen sogar die Schädel kahl geschoren. Warum machen die so was?“

„Keine Ahnung“, gestand de Tavakent. „Vielleicht irgendeine seltsame Sitte bei ihnen. Mich interessiert vielmehr, was das für Gefangene sind.“

„Vielleicht haben sie eine unserer Streifen überfallen oder eines der kleinen Dörfer.“

„Mag sein.“ De Tavakent überlegte. „Jedenfalls können wir die Männer nicht den Klauen dieser Bestien überlassen.“

Sliv Hamur nickte. „Das wird nicht einfach. Wir müssen die Truppe heranzuführen und die Dreibeiner überraschen. Sie so schnell niedermachen, dass sie keine Zeit finden, die Gefangenen zu schlachten. Nein, das wird wahrhaftig nicht einfach.“

De Tavakent grinste halbherzig. „Ja, es wird Zeit, dass wir uns den fürstlichen Sold des Imperiums verdienen. Einer von uns muss hier bleiben und die Fremden im Auge zu behalten, während der andere unsere Truppe heranzuführt.“

Hamur zuckte die Schultern. „Mit Verlaub, Ritter, ich bin ein wenig schlanker als Ihr und kann mich sicher besser hinter den Bäumen verstecken. Zudem wird Euer Wort mehr Gewicht beim Hochritter haben.“

„Dann ist es so beschlossen.“ De Tavakent legte dem hageren Unterführer die Hand auf die Schulter. „Lass dich nicht erwischen, Hamur.“

„Ich werde mit den verdammten Bäumen verwachsen“, versicherte der. „Aber haltet Euch beim Wagenzug nicht mit dem Morgenkaff auf.“

Das hatte der junge Ritter auch keineswegs vor. So rasch und lautlos es ging, schlich er zum Waldrand zurück, stieg auf sein Pferd und galoppierte in die Richtung, aus der sich der Wagenzug nähern musste. Er war in Sorge um die Gefangenen und auch um Unterführer Hamur. Nur die starke Eskorte der Handelswagen konnte ihnen Hilfe bringen.

Tatsächlich dauerte es nicht lange, bis erst die Vorhut und dann auch die Planwagen vor ihm auftauchten.

Das Imperium von Karass hatte sich in den letzten hundertzwanzig Jahren über den südlichen Teil des Kontinents Hasgara und einige Inseln ausgebreitet. Die Küsten wurden von den Schiffen der imperialen Marine und einigen Vorposten geschützt, und die einzige Bedrohung von Land aus lag im unerforschten Norden. Dort waren es die mächtigen Gebirge des Harff und Tauran, die eine natürliche Grenze bildeten. Nur an wenigen Stellen waren sie passierbar. Diese wurden durch befestigte Städte und Vorposten geschützt. Dreh- und Angelpunkt des Imperiums waren die Hauptstadt Karaseen und die Hafenstadt Ensslent. Sie produzierten die meisten Waren und versorgten die Stützpunkte der Armee mit den lebenswichtigen Nachschubgütern. Einer der wichtigsten Transportwege war der Fluss Karmasin, der fast den gesamten Kontinent von Nord bis Süd durchzog und in seiner gesamten Länge schiffbar war. Ein Nebenarm, der An-Karmasin, zweigte zwischen den Städten Ensslent und Partass nach Westen ab und mündete bei der Stadt Billing ins Meer. Über Land waren es die gepflasterten Handelsstraßen, die Reisen und Warenverkehr erleichterten. Karass war ein Land voller weiter Ebenen und ausgedehnter Wälder, mit fruchtbarem Boden, der Ackerbau und Viehzucht erleichterte. Immer mehr Siedlungen entstanden, um dem Wachstum des Imperiums gerecht zu werden.

Der Handelszug, den Ritter de Tavakent begleitete, war in Partass mit Gütern beladen worden, hatte eine Reihe kleinerer Vorposten mit Nachschub versorgt und bewegte sich nun in Richtung des gewaltigen Dornberges, wo einige der letzten Greifen lebten, die zum Wappentier des Imperiums geworden waren. Dort, am Dornberg, würde eine andere Schwadron der Pferdeinfanterie den Schutz der Wagen übernehmen, so dass de Tavakents Eskorte nach Partass zurückkehren konnte.

Es war ein großer Wagenzug, den die Handelsgilde auf den Weg gebracht hatte.

Er bestand aus dreißig schweren Planwagen, die von jeweils zwölf Pferden gezogen wurden. Die massigen Wagen trugen die bunten Farben verschiedener Händler und an jeder der Segeltuchplanen prangte das rote Wappen der Handelsgilde. Die eisenbereiften Speichenräder gruben tiefe Furchen in den weichen Boden, obwohl ein großer Teil der Fracht bereits ausgeliefert war. Treiber und Fahrer mühten sich mit den Zugtieren ab, die Fahrzeuge in

Bewegung zu halten. Eine Handvoll Rinder wurde hinterher getrieben, die den zahlreichen Helfern auf der Reise als Schlachtvieh diente. Die auffordernden Pfiffe und die Flüche der Handelshelfer mischten sich mit dem Quietschen schlecht gefetteter Achsen und dem Wiehern der Pferde. Das Klappern von Töpfen, Pfannen und anderen Metallwaren war zu hören, die dem Handel dienten und sich in ihren Halterungen und Kisten bewegten.

Rund hundertfünfzig Handelshelfer plagten sich mit den Planwagen und der kleinen Rinderherde ab und wurden dabei von der Schwadron des Hochritters de Brektos begleitet, zu der auch de Tavakent und Hamur gehörten. Die Reiterabteilung bestand vollständig aus so genannter Pferdeinfanterie. Schwert und Lanze waren längst Säbel und Bolzengewehr gewichen und die Zeiten der gerüsteten Ritter waren im Imperium vorbei. Auch wenn man noch mit dem Säbel auf dem Pferderücken attackieren konnte, die meisten Gefechte fanden abgesessen zu Fuß statt. Ein gepanzerter Ritter mochte beeindruckend aussehen, doch ein einzelnes Bolzengeschoß konnte ihm bereits zum Verhängnis werden. So dienten die Pferde nur noch als schnelles Transportmittel, um die Truppen beweglich zu machen oder den Gegner rasch verfolgen zu können.

Die Vorhut des Wagenzugs erkannte de Tavakent und die Art, mit der er sein Bolzengewehr am Lauf hochhielt. Sofort lösten sich zwei Reiter aus der Haupttruppe und näherten sich ihm im schnellen Trab. Einer von ihnen trug die Schwadronsstandarte und zeigte damit an, dass sich der Kommandeur der Schwadron bei ihm befand. Die Standarte bestand aus einer langen Holzstange, die an ihrer Spitze einen goldenen Greif und eine Goldplakette mit der Bezeichnung der Einheit trug.

Hochritter de Brektos war eine beeindruckende Gestalt und die beiden Schulterklappen mit den Greifensymbolen machten seinen Rang deutlich. De Tavakent respektierte diesen Rang, doch er hatte nur wenig Achtung vor seinem Träger. De Brektos schätzte das Garnisonsleben und überließ den Felddienst gar zu häufig den niederen Offizieren. Die Bedeutung des großen Handelszuges hatte dem Hochritter jedoch keine andere Wahl gelassen, ausgerechnet zu einer Zeit, da der von ihm so geschätzte Regimentsball veranstaltet wurde.

„Was soll die Aufregung, de Tavakent?“ Der Hochritter zügelte sein Pferd. Die linke Hand an den Zügeln und die rechte in die Hüfte gestemmt, glich er einem jener heroischen Gemälde, die in der Ehrenakademie die Wände zierten. Sliv Hamur hatte einmal gewettet, der Adlige übe diese Pose eifrig vor dem Spiegel. Auf diese Wette hatte sich de Tavakent jedoch nicht eingelassen, der Verdacht lag allzu nahe.

„Wir sind auf Dreibeiner gestoßen. Ungefähr Dreißig in einem Waldstück, knappe drei Kilometer voraus.“

„Dreibeiner? Hier?“ De Brektos runzelte die Stirn. „Dreißig, sagtet Ihr? Nun, sie werden kaum so närrisch sein, uns anzugreifen.“

Neben den vorderen Wagen tauchte ein weiterer Reiter auf, der in doppeltem Sinne auffällig war. Den fetten Leib in besonders grellfarbige Gewänder gekleidet, hatte er große Mühe, im ungewohnten Sattel des Pferdes zu bleiben. Jomules, Hochherr der Handelsgilde, bevorzugte es im Wagen zu reisen, doch er war ein gewiefter Geschäftsmann und hatte mit seinen untrüglichen Instinkten sofort gespürt, dass sich etwas anbahnte. Da er ungern aus zweiter Hand informiert wurde, nahm er nun die Mühsal auf sich, zu den beiden Rittern zu reiten.

De Tavakents Blick wanderte zu seinem Vorgesetzten zurück. „Ich schlage auch eher vor, dass wir ihnen zuvorkommen und sie angreifen.“

Der Hochritter lächelte verständnisvoll. „Sie angreifen? Ein interessanter Gedanke.“ Er warf einen Blick über die Schulter und entlang der Wagenkolonne, die sich stetig näherte. „Ja, ein interessanter Gedanke, doch ich fürchte, dass ist nicht unsere Aufgabe, de Tavakent.“

Jomules hatte sie nun erreicht und die letzten Worte von de Brektos mitgehört. Er erkannte sofort, was der jüngere Ritter erwartete und ebenso, dass der Schwadronskommandant zögerte. „Nun, ich kann Ihren Eifer verstehen, de Tavakent“, sagte er hastig. „Sie sind noch jung und sicher erpicht darauf, einmal Hochritter zu werden. Doch hier geht es nicht um persönlichen Ruhm. Ich schlage vor, dass wir die Richtung ändern und der Bedrohung ausweichen.“

Ein Händler konnte sich nicht in die Belange des imperialen Militärs einmischen, doch Jomules war ein Hochherr der Gilde und kein einfacher Straßenhändler und er hatte das Recht, auf die Sicherheit seiner Wagen zu drängen.

De Brektos sah den Handelsherrn finster an. „Bedrohung? Dreißig Dreibeiner sind wohl kaum eine ernstliche Bedrohung für hundert Pferdeinfanteristen, Hochherr Jomules.“

„Dennoch ist es Eure Aufgabe, den Handelszug zu eskortieren und für seine Sicherheit zu sorgen. Die Gilde wäre sicher nicht begeistert, wenn aufgrund eines kleinen Abenteurers mit den Dreibeinern kostbare Fracht verloren ginge.“

De Brektos nickte prompt. Sicherlich mochte es ihm eine lobende Erwähnung einbringen, wenn er ein paar Dreibeiner tötete, doch wenn er dabei auch nur einen einzigen der Frachtwagen verlor, würde die Handelsgilde einen Sturm der Entrüstung entfachen. „Die Sicherheit des Wagenzuges geht vor. Wenn die Dreibeiner uns nicht direkt bedrohen, werden wir einen Melder zum nächsten Vorposten schicken. Die können eine Truppe entsenden, welche...“

„Sie haben Gefangene“, warf de Tavakent ein.

„Gefangene?“ De Brektos runzelte die Stirn.

„Sechs Gefangene“, führte Jon de Tavakent aus. „In üblem Zustand. Es könnten Leute von uns oder Dorfbewohner sein.“

„Gefangene“, sinnierte de Brektos. Er zupfte an seinem Spitzbart und drehte nachdenklich den Ehrenring der Akademie. „Gefangene, sehr interessant.“

Die Befreiung von Gefangenen würde mehr als nur ein Lob einbringen. Fraglos würde ein solches Ereignis an den Großritter, ja, vielleicht sogar an die unsterbliche Imperatorin selbst, gemeldet werden.

„Die Sicherheit des Wagenzugs...“, begann Jomules erneut, der den Stimmungsumschwung des Hochritters registrierte.

„Sie wird gewährleistet“, sagte de Brektos unwirsch. „Die Schwadron umfasst hundert Mann, dazu kommen Eure Treiber und Fahrer, Hochherr Jomules. Die dreißig Dreibeiner sind für Euch keine Gefahr, wohl aber für sechs schutzlose Gefangene. Wir haben die Pflicht, alles zu ihrer Befreiung zu unternehmen, was uns möglich ist.“ Der Hochritter ignorierte die wütend aufgeblähten Wangen des Handelsherrn und sah de Tavakent scharf an. „Die Dreibeiner sind in einem Wald versteckt?“

„Das sind sie. Rund hundertfünfzig Meter vom Waldrand entfernt.“

„Dann wird es schwierig, sich ihnen unerkant zu nähern.“ De Brektos strich erneut über seinen Bart. „Ich würde selber reiten, doch Ihr kennt als einziger den Weg, de Tavakent, und ein Ritter muss beim Wagenzug bleiben.“ Er reckte sich im Sattel und sah erneut zum Wagenzug zurück, der sie nun erreicht hatte und auf ein Zeichen von Jomules zum Halten kam. „Schön, de Tavakent, ich gebe Ihnen vierzig Männer.“

De Tavakent nickte erleichtert und grüßte militärisch, während der Hochritter rasche Befehle rief. In kürzester Zeit sammelten sich vierzig Soldaten und folgten dann dem jungen Ritter, der sich beeilte, zum Versteck des Unterführers Hamur zurückzukehren.

Sie galoppierten in die Nähe des Waldes und verfielen dann in Schritt. Vierzig Pferde, in vollem Galopp, konnten den Boden zum Beben bringen und nichts sollte die Dreibeiner auf die drohende Gefahr hinweisen. Am Waldrand stand noch immer Hamurs Pferd, das erfreut schnaubte, als es nun Gesellschaft bekam.

Den meisten Rittern genügte es, wenn sie ihren Männern Befehle gaben und diese widerspruchslos befolgt wurden. Jon de Tavakent hingegen wollte, dass seine Soldaten begriffen, warum sie ihre Befehle erhielten und befolgen sollten. Unterführer Hamur hatte ihm einmal erklärt, dass Männer dann besser kämpften. So teilte de Tavakent fünf Männer als Pferdehalter und Wachen ein und sammelte die anderen um sich.

Er zog seinen Säbel aus der Scheide und ritzte eine grobe Skizze in den weichen Boden.

„Es wäre mir lieber, wenn wir die Dreibeiner umstellen könnten, so dass keiner von ihnen entkommt. Aber wir werden durch den Wald schleichen müssen. Er ist voller Unterholz und kleiner Äste, die unter unseren Füßen zerbrechen können. Ich habe keine Ahnung, ob diese Dreibeiner Ohren haben, aber sie sind jedenfalls nicht taub.“ Einige der Soldaten grinsten und nickten zustimmend. De Tavakent erwiderte ihr Lächeln. Es würde ein gefährlicher Einsatz werden und es war gut, wenn die Männer Zuversicht besaßen. „Wir werden daher in einer leicht gebogenen Linie vorgehen, die einer angedeuteten Umfassung entspricht.“ Er deutete auf die beiden Unterführer, die zu der Truppe gehörten. „Ihr werdet euch an der äußersten linken und rechten befinden, ich selbst halte mich in der Mitte. Dadurch verhindern wir auch, dass wir zwischen den Bäumen zu rasch die Übersicht verlieren und uns vielleicht sogar gegenseitig beschießen, weil sich die Schussbahnen überkreuzen.“

Er tippte auf eine Stelle der Skizze. „Sie sind auf einer winzigen Lichtung und hier, an dieser Stelle, habe ich die sechs Gefangenen zuletzt gesehen. Inzwischen können sie sich natürlich auch an einer anderen Stelle befinden. Achtet mir darauf, keinen von ihnen zu treffen. Ich denke, sie sind leicht von den Dreibeinern zu unterscheiden.“ Leises Gelächter erklang. „Nochmals, achtet mir auf eure Bolzen. Es wäre ein verdammt Jammer, ausgerechnet jene Männer zu erschießen, zu deren Rettung wir gekommen sind. Und noch eins. Da im Wald hält sich Unterführer Hamur auf. Wahrscheinlich haben einige von euch mit ihm gewettet und schulden ihm Münzen. Es wäre trotzdem nett, wenn ihr ihn verschont. Löst eure Bolzen nur, wenn euer Leben direkt bedroht ist. Wartet auf meinen Befehl und dann gebt es den Bestien.“

Der Ritter wusste, dass er den richtigen Ton getroffen hatte. Der Dienst der imperialen Soldaten war hart, schlecht bezahlt und fand kaum Anerkennung. Die Männer waren dankbar für jedes gute Wort und hatten in ihrem meist eintönigen Dienst eine raue Art von Humor entwickelt, die der Ritter verstand und zu nutzen wusste.

Langsam, mit schussbereiten Bolzengewehren, drang die Abteilung in den Wald vor. Jon de Tavakent hielt sich in der Mitte der dünnen Linie und je näher man der Lichtung kam, auf der sich der Feind hoffentlich noch befand, desto größer wurden seine Zweifel. Die Dreibeiner waren intelligent und konnten kämpfen. Im Nahkampf waren sie den menschlichen Soldaten zumindest gleichwertig und zwischen den Bäumen war es nicht leicht, den Überblick zu behalten. Zudem waren die blauen Uniformen nicht gerade unauffällig. Er konnte nur hoffen, dass sich die Männer nicht vorzeitig verrieten. Sie mussten den Feind überraschen und mit der ersten Salve schwer treffen, sonst konnte es ein blutiger Tag für die Pferdeinfanterie werden.

Der Ritter war angenehm überrascht, als die Soldaten sich der kleinen Lichtung näherten und immer noch nichts darauf hindeutete, dass der Gegner sie entdeckt hatte. Sicher, die Männer bewegten sich sehr leise, dennoch knackte hin und wieder ein Zweig unter einem unvorsichtigen Fuß. Waren die Dreibeiner noch da? Waren sie unvorbereitet oder warteten sie längst auf die Menschen und hatten ihnen einen eigenen Hinterhalt gelegt?

Vor sich sah Jon de Tavakent das vertraute dunkle und helle Blau einer imperialen Uniform und seufzte erleichtert, als er Sliv Hamur erkannte, der sich ihm nun zuwandte und hektisch mit einer Hand winkte. Der Ritter gab den anderen Männern Zeichen und schloss zu dem Unterführer auf.

„Sie sind noch da“, raunte der hagere Mann. „Die verdammten Bestien sind damit beschäftigt, einen von unseren Leuten zu foltern.“ Hamur spuckte wütend aus. „Pech für ihn und Glück für uns. Die dreckigen Dreibeiner haben so viel Spaß damit den armen Kerl zu quälen, dass sie auf nichts anderes achten.“

Hamur hatte Recht, so bitter dies auch für den Gefangenen war.

Der Ritter konnte nun die Lichtung sehen. Die meisten der Dreibeiner waren an einer Stelle versammelt und er vermutet, dass sich dort auch die bedauernswerten Gefangenen befanden. Rascheln und Knacken war zu hören, wenn sich die Fremden bewegten, dazu ihre Pfeiftöne und Klicklaute.

„Wir werden sie nicht retten können“, flüsterte Hamur mit bitterer Stimme. „Die Dreibeiner stehe wie eine Wand um sie herum und werden sie niedermachen, bevor wir sie befreit haben. Wir können die Biester nicht alle gleichzeitig erwischen.“

Für Jon de Tavakent war es eine scheußliche Situation.

Er empfand Mitleid für die Gefangenen und wollte sie retten. Aber wenn seine Männer die Bolzen auf die dicht gedrängte Gruppe lösten, konnten einige der Geschosse fehlgehen und die hilflosen Menschen treffen. Natürlich konnte der Ritter auch versuchen, die Fremden auf die Soldaten zu ziehen, so dass sie mit diesen beschäftigt waren und vielleicht nicht daran dachten, die Wehrlosen zu töten. Das wiederum würde Verluste unter seinen eigenen Männern zur Folge haben.

Sliv Hamur schien den Gewissenskonflikt seines Ritters zu spüren. Er sah ihn kurz an und zuckte die Schultern. „Wir sind Soldaten, Ritter, und können uns wehren. Die da drüben, die können das nicht.“

Jon de Tavakent nickte, dankbar dafür, dass der erfahrene Unterführer ihm die Entscheidung erleichterte.

Er richtete sich auf, legte das Bolzengewehr in die Armbeuge, damit er die Hände als Schalltrichter vor den Mund legen konnte und stieß einen lauten Schrei aus.

Die Dreibeiner reagierten als sei eine Horde wilder Stechflügler in den Nachmittagsplausch karassischer Hausfrauen gefahren.

„Runter!“, schrie Hamur warnend und riss de Tavakent auch schon rücksichtslos zur Seite.

Scheinbar gab es doch Wachen der Dreibeiner oder wenigstens solche, die ihre Waffen schussbereit hielten, und sie reagierten unglaublich schnell. Wahrscheinlich war es eher Zufall als Können, aber dort, wo der Ritter gerade noch gestanden hatte, klatschten zwei Dornpfeile in den Baum.

„Löst!“, rief der junge Ritter instinktiv und gab damit den Soldaten den Befehl zum Auslösen der Bolzenwaffen.

Doch dieses Befehls hätte es nicht bedurft.

Mit dem ersten Schrei des Ritters waren die Dreibeiner förmlich auseinander geschnellt und orientierten sich in die Richtung, aus der sie den Laut vernommen hatten. Die meisten der fremdartigen Wesen hatten ihre Pfeilwaffen noch umgehängt und machten sie nun mit hektischen Bewegungen schussbereit. Gleichzeitig sprangen sie bereits auf die Quelle des Rufes zu. Ein Dreibeiner konnte überraschend weit und schnell springen. Dazu duckte er sich auf seinen drei Beinen und schnellte sich nach vorne, setzte auf den Vorderbeinen auf und stieß sich mit dem hinteren erneut ab. Ihre Leiber schaukelten dabei auf merkwürdige Weise, doch das tat der Effektivität der Bewegungen keinen Abbruch.

Die meisten Soldaten waren bereits schussbereit gewesen und lösten ihre Bolzen, als die Fremden gerade auseinander sprangen. Manche Projektile verfehlten ihr Ziel, einige Soldaten hatten zudem auf dasselbe Wesen angelegt. Doch zehn der Dreibeiner wurden tatsächlich mit der ersten Salve gefällt. Für knapp vierzig abgefeuerte Bolzen kein schlechtes Ergebnis, zumal die Geschosse auf diese Entfernung mühelos durch die dicken Brustpanzer schlugen.

De Tavakent konnte nicht sehen, ob einer der Gefangenen getroffen wurde. Er war damit beschäftigt, sein eigenes Gewehr auf einen Dreibeiner anzulegen, der ihm direkt entgegen sprang. Er hörte das charakteristische Schnappen der Feder und spürte den deutlichen Ruck, als der schwere Bolzen aus dem Lauf schnellte. Der Fremde wurde mitten im Sprung getroffen, machte eine harte Bauchlandung und blieb reglos liegen.

In fliegender Hast lud der Ritter nach. Neben ihm schoss Hamur und traf einen weiteren Gegner. Dreibeiner piffen, sprangen auf die Soldaten zu und wurden von deren Bolzen getroffen. Ihre Verletzten gaben längst nicht auf und versuchten, in Richtung der Menschen zu kriechen oder ihre eigenen Waffen auszulösen.

Der Kampf war keineswegs einseitig.

So effektiv die schweren karassischen Bolzen die Panzerungen der Dreibeiner durchschlugen, so wirkungsvoll durchdrangen die Kurzpfeile die wollenen Uniformen der Menschen. Zudem verschossen die Pfeilwaffen keine einzelnen Geschosse, sondern gleich deren vier auf einmal. Beim Flug drifteten sie ein wenig auseinander, was sie weniger Zielgenau machte und zugleich auch die Gefährlichkeit steigerte.

Das Schreien und Stöhnen getroffener Soldaten war zu hören. Das Surren der Bolzen überkreuzte sich mit dem hellen Sirren der Kurzpfeile. Klatschend schlugen die Geschosse in die Stämme der Bäume oder die Leiber lebender Wesen.

Nur zehn der Dreibeiner waren noch auf ihren Beinen, die anderen waren von den Bolzen der Menschen gefällt worden. Doch diese zehn Kämpfer gelangten nun von der Lichtung unter die Bäume und befanden sich jetzt zwischen den Soldaten.

Jon de Tavakent spannte sein Bolzengewehr und hörte das typische metallene „Ping“, mit dem die Feder zerbrach. Es war keine Zeit eine Ersatzfeder einzulegen. Er ließ die Waffe fallen und zog den schweren Säbel aus der Scheide. Keinen Augenblick zu früh, denn ein Dreibeiner sprang ihn direkt an. Dessen Pfeilwaffe war leer und er hatte ebenfalls die Blankwaffe gezückt. Säbel und Krummklänge prallten aufeinander und der Angreifer war doppelt im Vorteil. Er wurde durch den schweren Brustpanzer geschützt und konnte zusätzlich den Hornstachel des Hinterleibs einsetzen.

Der Ritter wich zurück, während Unterführer Hamur zur Seite hechtete, um einem anderen Dreibeiner zu entgehen, dessen Dornpfeile ihn nur knapp verfehlten. Der hagere Soldat rollte verzweifelt über den Boden und versuchte zugleich, seine Waffe nachzuladen. Neben ihnen wurde ein anderer Pferdeinfanterist zu Boden geworfen und von einem Stachel durchbohrt. Der Mann schrie entsetzlich, als die Kreatur ihr Gift in seinen Leib zu pumpen begann. Zwei Bolzen fegten von irgendwo heran und schleuderten das Wesen zur Seite, doch für den gestochenen Soldaten gab es keine Rettung mehr.

De Tavakents schwerer Säbel parierte einen erneuten Hieb des Angreifers und schlug dessen Krummklänge zur Seite. Er stieß die eigene vor, die wirkungslos über den Brustpanzer glitt. Ein schwerer Bolzen pfiff dicht an seinem Gesicht vorbei. Der Fehlschuss eines Soldaten, der ihm hatte helfen wollen. Das Geschoss grub sich tief in die Rinde des Baumes, den der Ritter als Rückendeckung nutzte. Ein Eichhörnchen, welches dem Kampf interessiert zusah und dabei an einer Nuss nagte, schrak zusammen, ließ diese fallen und hastete nun in den Schutz der Baumkrone.

Hinter dem Ritter waren Schritte.

„Runter!“, hörte er einen scharfen Schrei und ließ sich zu Boden fallen.

Der Dreibeiner richtete sich triumphierend über ihm auf und gewahrte nun die drei Soldaten, die plötzlich vor ihm standen und im gleichen Augenblick auch schon ihre Waffen auslösten. Einer half dem keuchenden Ritter auf die Beine.

„Danke“, stammelte er benommen und sah sich um.

„Verdammte Brut!“, rief ein Soldat. „Da ist noch einer! Dort, bei den Gefangenen!“

Jon de Tavakent blickte in die Richtung, in der sich die gefesselten Männer befinden mussten. Die kleine Lichtung schien mit den reglosen Leibern der Dreibeiner übersät, doch eine der Kreaturen lebte noch. Sie war verletzt und konnte das hintere Bein nicht mehr bewegen, dennoch bewegte sie sich mit tödlicher Zielstrebigkeit auf die Wehrlosen zu.

Bolzensgewehre schnalzten und zwei Geschosse trafen den Dreibeiner, doch er taumelte nur kurz und schleppte sich weiter.

Sliv Hamurs Waffe versagte und er riss einem der Soldaten das Gewehr aus der Hand. „Verdammter Stachelsack. Der will die armen Burschen speißen und mit sich in den Tod nehmen.“

Hamur fluchte wild, weil ein paar Soldaten auf die Lichtung rannten, um den Feind aufzuhalten und ihm dabei das Schussfeld verdeckten. Doch dann fand er eine Lücke und löste den Bolzen aus.

„Hat ihn“, knurrte er zufrieden, als das Geschoss in den Hinterkopf des Dreibeiners drang und ihn endlich tötete. Er setzte die Waffe ab und warf sie dem Soldaten zu, dem sie gehörte. „Nur leider ein bisschen spät. Ich glaube, einen hat das Mistvieh noch erwischt.“

Jon de Tavakent konnte kaum begreifen, dass es vorbei war. Das kurze und heftige Gefecht war vorüber und er lebte noch. Für einen Moment lehnte er sich an den Baum und schloss dankbar die Augen.

„Geht es, Ritter?“, fragte Hamur mitfühlend und trat neben ihn. Er verstellte den anderen Soldaten die Sicht auf seinen Vorgesetzten, damit diese nicht sahen, wie mitgenommen der Ritter in diesem Augenblick war. Der Unterführer legte die Hand kurz an den Arm von de Tavakent. „Das erste Gefecht ist immer hart, Ritter. Wenn man zum ersten Mal mit dem Tod konfrontiert wird, mag man kaum begreifen, dass er an einem vorüber ging. Atmen Sie tief durch, Ritter, und fassen Sie sich. Die Männer sehen auf Sie.“

Jon de Tavakent folgte dem Rat des erfahrenen Unterführers und nickte dann mit einem gequälten Lächeln. „Es geht, Unterführer. Ich bin in Ordnung.“

Hamur nickte kurz und wandte sich den anderen Soldaten zu. Ringsum waren vereinzelte Rufe und einige qualvolle Schreie zu hören. Die Toten und Verwundeten, die am Boden lagen, konnte man kaum sehen, da sie teilweise von dichtem Pflanzenwuchs verdeckt waren.

Hamur räusperte sich und sah de Tavakent erneut an. „Man sollte nach den Verlusten sehen, Ritter. Und ein paar Wachen wären auch nicht schlecht. Vielleicht sind ein paar der Biester entkommen, obwohl ich das nicht glaube.“

Jon de Tavakent nickte. Er durfte jetzt keine Schwäche zeigen. Sicher, es war sein erstes wirkliches Gefecht gewesen, doch er war der kommandierende Ritter und trug die Verantwortung für seine Männer. Das konnte ihm niemand abnehmen. Er durfte nicht zulassen, dass man sie ihm abnahm. Die Männer mussten sehen, dass er sie führte und vielen ging es weit schlechter als ihm selbst.

Der junge Ritter straffte sich und zog unbewusst seine dunkelblaue Uniformjacke glatt. „Seht nach den Verwundeten und versorgt sie“, befahl er und wunderte sich, wie klar und fest seine Stimme klang. „Sucht auch nach den Toten und denkt daran, dass sie zwischen den Farnen liegen können. Unterführer Sildur, sie teilen vier Männer als Wachen ein. Unterführer Mork, die Verletztenablage wird am Waldrand bei den Pferden eingerichtet. Der Wagenzug müsste bald zu uns aufschließen. Der Kundige Jeffran wird sich dann um die Verletzten kümmern.“ Er sah Hamur an. „Sehen wir, ob wir einen der Gefangenen retten konnten. Bei allen finsternen Abgründen, Hamur, ich hoffe, all dies war nicht umsonst.“

Hamur nickte. „Wir hatten viel Glück, trotzdem hat der Schlachter seine Rechnung mit uns gemacht.“ Er hob seine Stimme. „Seht euch die Dreibeiner an. Falls noch einer lebt, gebt ihm den Rest.“

Einige Soldaten waren bereits dort, wo die Gefangenen am Boden lagen. De Tavakent wollte zu ihnen eilen, doch er hörte ein scharfes Räuspern des Unterführers. Hamur deutete auf das Bolzengewehr des Ritters, welches am Boden lag. „Wir wissen nicht, ob nicht doch noch eine der Kreaturen hier herum schleicht.“

Es war eine dezente Rüge und Lektion für den jungen Ritter. Schweigend hob dieser die Waffe auf, entfernte die defekte Feder und ersetzte sie durch eine Neue. Es waren nur wenige Augenblicke und Handgriffe, dann war das Bolzengewehr wieder bereit. Sliv Hamur nickte unmerklich und so betraten sie nun gemeinsam die Lichtung.

Selbst im Tode wirkten die Dreibeiner noch bedrohlich. Blut sickerte aus ihren Wunden. Rotes Blut, wie das der Menschen, doch es war von blauen Schlieren durchzogen. Die weißen Augen begannen sich langsam zu verdunkeln. Zwei oder drei der Kreaturen zuckten noch, doch es waren Reflexe, die nicht mit Leben gemein hatten.

Die Soldaten bei den Gefangenen hatten diese bereits von Fesseln und Knebeln befreit. Die Geretteten schienen noch gar nicht begriffen zu haben, dass sie nun in Sicherheit waren. Sie lagen zusammengekauert am Boden und wimmerten leise.

„Arme Kerle“, sagte einer der Soldaten mitfühlend. „Wer weiß, was die Stachelsäcke ihnen angetan haben und was sie erleiden mussten.“

Jon de Tavakent kniete sich neben einen der kahlköpfigen Männer. Es war jener, den die Dreibeiner gefoltert hatten und für ihn kam jede Hilfe zu spät. Der Körper war von den Stacheln der Kreaturen entsetzlich verstümmelt worden. An einigen Stellen war das Fleisch aufgequollen und auseinander geplatzt.

„Sie haben ihr Gift in den armen Burschen gespritzt“, murmelte Hamur. „Kein schöner Tod, Ritter, kein schöner Tod.“

„Es gibt keinen schönen Tod“, erwiderte de Tavakent mechanisch.

Hamur lächelte. „Sagen Sie das nicht, Ritter. Ich habe vor, im hohen Alter zu sterben. Vorzugsweise im Bett und zwischen den Schenkeln eines schönen Weibes.“

Der treuherzige Blick Hamurs brachte de Tavakent und einige der anderen Männer nun doch zum Lachen.

Unterführer Mork eilte herbei. „Wir haben vier Tote und sieben Verletzte“, meldete er. „Zwei Männer hat es übel erwischt.“

„Der Wagenzug wird bald da sein“, versicherte de Tavakent. „Kümmert euch um die Männer, so gut es geht.“ Er deutete auf die geretteten Männer. „Holt Mäntel, die armen Kerle zittern ja vor Kälte. Und gebt ihnen etwas Wasser und Nahrung. Wer weiß, wann sie das letzte bekommen haben.“

„Vier Tote und sieben Verletzte“, wandte er sich an Hamur. „Ein hoher Preis.“

Hamur schüttelte den Kopf. „Glaubt mir, Ritter, ich hätte mit höheren Verlusten gerechnet. Wir waren an Zahl und Kampfkraft fast ebenbürtig. Wir hatten unverschämtes Glück, dass wir sie überraschen konnten.“

„Wenigstens haben wir die Gefangenen retten können. Zumindest die meisten von ihnen“, schränkte de Tavakent ein.

„Der hier ist verletzt.“ Ein Soldat betastete vorsichtig den rechten Arm eines Geretteten. „Dieser letzte Stachelsack, der hat ihm doch tatsächlich noch den Stachel in den Arm gestoßen.“

Jon de Tavakent kniete sich besorgt neben den Verletzten. Der Soldat deutete auf eine Stelle, dicht über dem rechten Ellbogen.

„Der Stachel muss abgebrochen sein“, vermutete de Tavakent. Er begutachtete die dunkle Stelle, die sich unter der Haut abzeichnete. „Ein winziges Stück ist eingedrungen. Gefährlich dicht am Gelenk. Ich hoffe, der Kundige kann es entfernen. Immerhin kam die Bestie nicht dazu, ihr Gift einzuspritzen.“

Der Soldat nickte und legte behutsam eine Stützschnur um den Arm. Dann stutzte er. „Verdammt, was ist das?“

De Tavakent bemerkte, wie der Soldat zurückzuckte. „Was ist los, Soldat?“

Der Pferdeinfanterist ließ den Arm los und richtete sich auf. Sein Blick war ungläubig, als er de Tavakent und die anderen ansah. „Das ist kein Mensch“, sagte er betroffen. „Das sind alles keine Menschen.“

Ritter Jon de Tavakent sah ihn verwirrt an. „Natürlich sind das Menschen. Was sollen sie denn sonst sein?“

„Riesen“, ächzte der Soldat. „Sehr kleine Riesen, Ritter, aber Ihr könnt mir glauben, das sind alles Riesen.“

2

„Kein Zweifel, es sind Riesen.“

Hochritter de Brektos wippte auf den Absätzen und sah nervös auf die fünf Männer hinunter, die in Militärmäntel gehüllt am Boden lagen und leise wimmerten. „Riesen, verdammt. Wenn der Kundige Jeffran das sagt, dann muss es wohl stimmen.“

Der Wagenzug mit dem Rest der Schwadron war eingetroffen und der Hochritter hatte ein Lager befohlen, damit man die Verwundeten versorgen und die Toten bestatten konnte. Die Kadaver der toten Dreibeiner überließ man dem Kreislauf der Natur.

Die fünf Geretteten hatte man, ein Stück abseits der Verwundeten, zu einem kleinen Feuer gebracht, wo sich Jeffran um sie bemühte. Kaum jemand konnte glauben, was der Soldat aus de Tavakents Abteilung behauptet hatte, doch das Urteil des Kundigen Jeffran ließ diese Vermutung nun zur Gewissheit werden.

Eigentlich erschien Jeffran zu jung, um schon als Heilkundiger Arzt tätig zu sein. Doch er hatte die Akademie mit Auszeichnung bestanden und sogar den Segen des Tempels erhalten. Gelegentlich war er seinen Patienten ein wenig unheimlich, denn Jeffran brach immer wieder mit den Traditionen der Heilkunst und wendete Methoden an, die von fremden Völkern stammten. Dies war möglicherweise der Grund, warum er keinen Reichtum in einem gut florierenden Heilhaus anhäuften, sondern sich dazu entschlossen hatte, seinen Dienst in der Armee für das Imperium zu leisten. Er trug die mit Taschen übersäte Kombination aus Jacke

und Hose, die für die wandernden Kundigen typisch war und mancher wollte lieber nicht zu genau wissen, was sich in ihnen verbarg.

Jon de Tavakent leckte sich nervös über die Unterlippe. „Gibt es wirklich keinen Zweifel?“

Jeffran stieß einen vernehmlichen Seufzer aus. „Sie sind allesamt kahlköpfig und haben keinerlei Körperbehaarung. Ist euch das nicht aufgefallen, Ritter?“

De Tavakent zuckte die Schultern. „Es war nicht die Zeit, sie sich so genau anzusehen.“

„Ihr hättet es tun sollen, verdammt“, knurrte der Hochritter. „Vier Tote und sieben Verwundete und alles für nichts. Für sechs verdamnte Riesen.“

„Fünf“, korrigierte de Tavakent unbewusst, was ihm einen wütenden Blick des Hochritters eintrug.

„Hüten Sie die Zunge, de Tavakent“, sagte de Brektos leise. „Sie haben gute Männer verloren und das nur, um ein paar Riesen zu retten.“

„Das konnte er nicht wissen“, sagte der Kundige Jeffran leise. „Wenn Riesen noch sehr klein sind, dann sehen sie nun einmal aus, wie ganz normale Männer. Nur dass ihnen die Haare fehlen.“

Einer der Wagenführer strich sich durch seinen buschigen Vollbart. „Vielleicht sind es ja doch kahlköpfige Männer aus einem Dorf. Manchmal haben Dorfleute ja merkwürdige Sitten und vielleicht gibt es eines, wo sie sich alle Haare abrasieren.“

Niemand gab sich die Mühe, die Bemerkung zu kommentieren. Doch Jeffran ging zu dem verwundeten jungen Riesen und drehte den Arm ganz behutsam, so dass der Handrücken sichtbar wurde. „Könnt ihr es alle sehen? Hier, auf dem Handrücken?“

Unterführer Hamur nickte. „Ist mir auch schon aufgefallen. Ein goldener Fleck von rund fünf Zentimeter Durchmesser.“

„Nun, immerhin einer, der die Augen offen hält“, knurrte der Arzt. „Aber es ist kein Fleck, sondern eine unglaublich komplizierte Tätowierung.“

„Tätowierung?“

Jeffran sah den Hochritter mit dem Mindestmaß an Respekt an. „Wie ich es, glaube ich, schon sagte. Sie besteht aus reinen Goldkörnern, die unter die Haut gebracht werden. Eine unglaublich feine Arbeit. Wenn diese Kleinkinder erwachsen sind, wird sich die Tätowierung ausgedehnt haben und zeigt dann das Wappen der Familie, welcher diese kleinen Burschen hier angehören.“

„Kleine Burschen“, brummte ein Soldat. „Es heißt, solche Kerle werden sechs Meter groß.“

Es gab erstaunte Ausrufe, doch der Kundige sah den Mann lächelnd an. „Das ist Falsch. Es sind eher acht Meter.“

De Tavakents Blicke wanderten zwischen den Riesenkindern und dem Arzt hin und her. „Ich dachte immer, Riesen gehörten ins Reich der Legenden. Es gibt ein paar Märchen, mit denen Mütter ihre unartigen Kinder erschrecken und auch ein paar Balladen, aber Keiner hat jemals ein solches Wesen zu Gesicht bekommen. Wieso wisst Ihr so viel über diese Kreaturen?“

„Weil ich mich für Heilkunde interessiere und in den imperialen Archiven nach den Methoden anderer Völker forschte. Dabei stieß ich auch auf Unterlagen, die das Volk der Riesen betreffen. Sehr alte Unterlagen, wie ich zugeben will, aber der Beweis, dass sie zutreffen, liegt ja hier vor uns.“

De Brektos war auf der Tanzfläche und dem politischen Parkett bewandert, doch dies überforderte seine Vorstellungskraft. Seine Fragen waren jedoch berechtigt, als er sich erneut an den Kundigen Jeffran wandte. „Schön, wo kommt dieses Volk aus alten Legenden denn nun so plötzlich her? Und was, verdammt, haben die Burschen hier bei uns verloren? Noch dazu als Gefangene der Dreibeiner?“

„Ja, das ist mir ebenso ein Rätsel“, gestand Jeffran ein. „Die alten Berichte sagen, das Volk der Riesen würde irgendwo hoch im Norden von Hasgara leben.“

„Unmöglich“, meinte der Hochritter. „Unsere Flotte bestreift die gesamte Küste und hat dort niemals Anzeichen für eine Besiedlung gefunden. Es gab sogar einige Landexpeditionen, aber der Aufwand lohnt nicht. Der Urwald im Norden ist praktisch undurchdringlich.“

„Mag sein. Dennoch sind dies fünf kleine Riesen.“

„Schön, es sind also fünf kleine Riesen.“ Hochritter de Brektos zwirbelte ratlos seinen Spitzbart. „Und was, verdammt, fangen wir jetzt mit den Burschen an?“ Erneut sah er Jeffran an. „Was weiß man über ihr Volk? Was sagen die alten Berichte?“

Jeffran zögerte mit der Antwort. „Sie, äh, sollen ziemlich wehrhaft sein.“

„Wehrhaft? Was heißt das? Kriegerisch?“

Der Arzt ahnte die Konsequenzen seiner Antwort. „Es heißt, dass es vor langer Zeit einen sehr blutigen Krieg gab.“

De Brektos zwirbelte seinen Bart. „Zwischen diesen... Dingern und uns Menschen?“

„So heißt es“, murmelte Jeffran. „Daher sagen die Berichte auch, die Riesen seien ausgestorben.“

„Ja, das kann ich sehen.“ Der Hochritter begann unruhig auf und ab zu schreiten. „Somit ein feindliches Kriegervolk und es ist nicht ausgestorben. Im Gegenteil, jetzt laufen seine Säuglinge schon in unserem Land herum.“

„Bringen wir sie um“, schlug ein Fahrer vor. „Jetzt sind sie noch klein und da ist es leicht. Aber wenn die erst einmal acht Meter groß sind...“

„Hm.“ De Brektos schien diese Möglichkeit ernsthaft in Erwägung zu ziehen. „Sie würden später sicher nur Ärger machen.“

Jon de Tavakent schnappte empört nach Luft. „Es sind hilflose Kinder.“

„Kleinkinder“, assistierte Jeffran sofort.

„Kleinkinder“, nahm der Ritter den Faden auf. „Das gilt es zu bedenken. Sie sind keine Gefahr für uns. Im Gegenteil, sie bieten uns vielleicht die Möglichkeit, einen friedlichen Kontakt zu ihrem Volk herzustellen.“

„Oder sie spionieren uns aus“, erwiderte der Hochritter kalt. „Oh ja, das scheint mir die einzige Erklärung zu sein.“ Er stieß den ausgestreckten Zeigefinger gegen de Tavakents Brust. „Denken Sie nach, Ritter, denken Sie nach. Was, wenn Dreibeiner und Riesen sich gegen uns verbündet haben?“

„Die kleinen Burschen waren die Gefangenen der Dreibeiner. Einen haben die Stachelsäcke sogar umgebracht.“

„Und wenn das eine raffinierte Kriegslist war?“ Der Finger stieß erneut vor und de Tavakent wich nun zur Seite aus. Der Hochritter räusperte sich verlegen. Er hatte sich in seiner Erregung gehen lassen und einen anderen Ritter ungefragt berührt. „Sie müssen lernen im Großen zu denken, Ritter de Tavakent. Im Großen, Sie verstehen? Es gab einen Krieg zwischen den Menschen und den Riesen und wir haben ihn gewonnen. Die Riesen zogen sich nach Norden zurück und erstarkten erneut. Möglicherweise sind sie mit den Dreibeinern verbündet. Ja, verdammt, de Tavakent, ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber das wäre eine Erklärung, warum die Dreibeiner plötzlich auftauchen und anfangen, unser Land zu erkunden. Und es wäre eine Erklärung, warum sie scheinbar sechs Gefangene mit sich führen. Gefangene, die wir ja nur zufällig als Riesen entlarvt haben. Vielleicht hat man damit gerechnet, dass wir die Riesen befreien und als Unseresgleichen mit in die Städte nehmen. Dass wir ihnen zeigen, was ihnen nützlich ist, ohne dass wir ahnen, welche Gefahr mitten unter uns lebt... Und dann, bevor wir es erkennen, machen sie sich auf und davon und berichten ihren Eltern, wie man uns vernichten kann.“ Der Hochritter fuhr blitzartig zu Jeffran herum. „Wie schnell wachsen diese Kerle überhaupt?“

„Wahrscheinlich sehr viel langsamer als unsere Kinder“, vermutete der Kundige. „Aber die körperliche Größe hat nicht unbedingt etwas mit ihrer geistigen Entwicklung zu tun. Vermutlich geht das relativ schnell. Ihre Körper sind bereits voll entwickelt. Sie haben alle Zähne, das Geschlecht ist voll ausgebildet... Sie sind lediglich noch zu klein. Ich denke, es wird noch viel Zeit brauchen, bis sie ihre volle Größe erreicht haben. Wahrscheinlich Jahre.“

„Ha, Jahre“, sagte der Hochritter mit einem triumphierenden Klang in der Stimme. „Zeit genug, uns auszuspionieren.“

Ein Ritter durfte seinem vorgesetzten Hochritter gegenüber nicht erwähnen, dass er an dessen Geisteszustand zweifelte. De Tavakent stand dicht davor, dies dennoch zu tun und sich dadurch die Aufforderung zum Todesduell einzuhandeln.

Ausgerechnet der fette Handelsherr Jomules schaltete sich nun ein und schien zu versuchen, die Wogen der Erregung zu glätten. „Wir sollten dabei bedenken, dass wir nun wissen, dass es sich um Riesen handelt und, sollte ein solch hinterhältiger Plan bestanden haben, er damit zum Scheitern verurteilt ist. Zudem erscheint mir ein solcher Plan ausgesprochen unsinnig.“

De Brektos schnappte hörbar nach Luft, doch ein Hochherr der Handelsgilde konnte sich solche Worte erlauben. „Wenn dies Kleinkinder sind, wüssten sie überhaupt nicht, was ihre geheime Aufgabe wäre.“ Der fette Händler sah den Hochritter geringschätzig an. „Sie wüssten nur das, was wir ihnen zu wissen erlauben, nicht wahr?“

„Was soll das heißen?“, zischte de Brektos.

„Nun, aus Kindern wird, was ihre Eltern und ihre Lehrer ihnen zu werden erlauben.“ Jomules sah die Riesenkinder abschätzend an. „Sie könnten durchaus nützlich werden.“

„Sie könnten durchaus gefährlich werden.“ De Brektos Gesicht hatte sich gerötet.

„Nun, wenn das der Fall sein sollte, wird unsere tapfere imperiale Armee doch in der Lage sein, das Imperium zu schützen, nicht wahr?“, meinte der Handelsherr mit sichtlicher Belustigung. „Und zudem, wenn man kleinen Kindern rechtzeitig auf die Finger schlägt, dann lernen sie auch, sich später als Erwachsene zu benehmen.“

Jon de Tavakent hatte keine eigenen Kinder und er vermutete, dass der Handelsherr ebenfalls keine hatte. Jedenfalls konnte er das nur hoffen. Immerhin schien Jomules gewillt, die fünf Riesen am Leben zu lassen. Die Frage war nur, was den profitbewussten Mann zu dieser Meinung bewog.

Der Hochherr ließ sie nicht lange im Unklaren. „Ich denke, es ist eine großartige Möglichkeit, etwas mehr über das Volk der Riesen in Erfahrung zu bringen, die wir ja im Reich der Legenden glaubten. Die Bevölkerung wird sehr interessiert sein, mehr über diese ungewöhnlichen Kreaturen zu erfahren.“ Jomules lächelte geistesabwesend. „Natürlich wird es aufwändig sein, für Unterkunft, Bekleidung und Verpflegung zu sorgen. Wahrscheinlich werden sie von allem sehr viel benötigen.“ Er seufzte leise. „Es wird durchaus angemessen sein, dass sie für einen Teil der ungeheueren Investitionen selber aufkommen.“

De Tavakent begriff sehr genau, was dem Handelsherrn vorschwebte. Er wollte die Riesen dem Volk vorführen und dafür Eintritt kassieren und sie später, wenn das Interesse erlahmte,

als billige Arbeitssklaven einsetzen. Das war keine Zukunft, die de Tavakent einem Lebewesen gewünscht hätte. Aber es war eine Möglichkeit für die fünf Riesenkinder zu überleben und das war sicherlich besser als die Gewissheit des Todes.

„Nun gut“, willigte de Brektos eher widerwillig ein. „Doch dann muss die Gilde auch die Verantwortung für diese Kreaturen übernehmen.“

Jomules nickte. „Sicher, verehrter Hochritter, sicher. Die Handelsgilde wird die fünf Riesen zu ihrem Eigentum erklären. Natürlich mit allen erforderlichen Siegeln und dem Segen der unsterblichen Imperatorin. Da der Hauptsitz der Gilde ins Ensslent ist, wird man die Riesen wohl dort, äh, unterbringen. Allerdings steht der Gilde auch der Schutz ihrer Arbeitskräfte durch die Armee zu. Imperiales Recht, verehrter de Brektos, imperiales Recht.“

De Tavakent musste die Schläue des Hochherrn anerkennen. Das Militär würde die Verantwortung für die Sicherheit zu tragen haben, während die Gilde, vorzugsweise in der Person des Hochherrn Jomules, satte Gewinne einstrich. Und sollte es tatsächlich zu Problemen mit den Riesen kommen, konnte die Gilde die Schuld auf die Armee abwälzen.

Ritter Jon de Tavakent musste seinen Widerwillen hinter einem nichts sagenden Lächeln verbergen. Er war froh, bald nach Partass zurückkehren zu können und dann nichts mehr mit den Riesen zu tun zu haben.

3

Karaseen, mit dem Sitz der unsterblichen Imperatorin, dem heiligen Tempel des Segens und der Ehrenakademie, mochte das Zentrum der Macht sein, doch Ensslent war sicherlich das des Handels und der Wirtschaft des kleinen Imperiums.

Im unteren Südosten des Kontinents von Hasgara gab es eine riesige Bucht, die ruhige Gewässer bot und durch eine vorspringende Landzunge geschützt wurde. Auf der Landzunge erhob sich der große Leuchtturm über einer Batterie schwerer Geschütze und einem kleinen Hafen der karassischen Flotte. Nordwestlich verengte sich die Bucht zur Einmündung des Karmasin. Dieser gewaltige Strom war die Lebensader, die den Kontinent von Norden nach Süden durchzog. An seiner südlichen Mündung lag Ensslent.

Ensslent.

Mit knapp einhunderttausend Einwohnern war sie die zweitgrößte Stadt des Imperiums und allein ihre Größe machte es unwahrscheinlich, dass jemand es wagen könnte, sie jemals anzugreifen. Vor vielen Jahrhunderten, lange vor der Zeit des Imperiums, war die Siedlung noch klein gewesen und hatte sich mit Burg und Mauer schützen müssen. Beides war nahe

des Zentrums noch zu finden, doch inzwischen hatte sich die Stadt ausgedehnt. Ganze Straßenzüge waren entstanden und Ensslent wuchs noch weiter.

Dabei waren der Norden und der Westen der Stadt dem Handel und der Produktion vorbehalten. Im Zentrum gingen die Einwohner ihren Kaufgeschäften nach und vergnügten sich dort, bevor sie in die Wohnungen zurückkehrten, die sich vorwiegend im Osten und Süden befanden. Natürlich gab es keine wirkliche Spezialisierung der Stadtviertel. Das rasante Wachstum und der Wunsch, Wohn- und Arbeitsstätte in bequemer Nähe zu halten, ließen das gar nicht zu.

Ensslent war ein Moloch, der Menschen aufzog, sie verbrauchte und wieder ausspuckte, um neue Menschen an sich zu ziehen. Es gab zu viele von ihnen, als dass ein jeder den anderen kannte, wie es in den kleinen Dörfern noch der Fall war.

Ensslent handelte, produzierte und verwaltete all dies. Es war nicht mehr in der Lage, sich selbst zu versorgen. Alles, was an Nahrung benötigt wurde, kam aus den zahlreichen kleinen Dörfern des Umlandes, die so ihr gutes Auskommen hatten.

Dort, wo sich die Altstadt befand, gab es kleine Gassen und versteckt wirkende Winkel, doch in der neuen Stadt beherrschten dreistöckige Wohnblocks und gradlinige Straßen das Bild. Die Häuser waren von den imperialen Konstrukteuren genormt worden, um ihren Bau zu erleichtern. Ein schmales, kastenförmiges Untergeschoss, über dem die kantigen Obergeschosse errichtet wurden. Sie ragten ein gutes Stück über den Unterbau hinaus und wurden von Säulen gestützt. Es gab einen guten Grund für diese Gleichförmigkeit, denn so viele Menschen produzierten auch eine Menge an Abfall, der aus den Wohnungen abgeführt werden musste. Die stützenden Säulen enthielten jene Fallrohre, in denen diese Abfälle in die Kanalisation abgeleitet wurden und mit sanftem Gefälle zum Meer glitten, wo das „große Wasser“ seine Reinigung übernahm. Es war eine Region des Meeres, welche selbst die räuberischen Dornfische mieden.

Die Menschen von Karass liebten Farben und sie liebten ihre Häuser. Da die imperialen Konstrukteure nur die Bauweise der Gebäude genormt hatten, blieb es den Bewohnern überlassen, ihnen eine individuelle Note zu verleihen. Es gab regelrechte Wettbewerbe zwischen den Straßenzügen, welcher von ihnen wohl am schönsten bemalt sei. Weniger talentierte Bewohner beschränkten sich darauf, die Häuser mit farbigen Schriftzügen zu bemalen, deren künstlerische Bewertung sehr unterschiedlich ausfiel. Trotz bunter Farben fiel es gelegentlich schwer, Häuser und Straßen voneinander zu unterscheiden, aber man hatte ein Beschilderungssystem ersonnen, welches die Orientierung erleichterte. Gelegentlich

machten sich Kinder einen Spaß daraus, die Schilder auszutauschen, was Reisende in heillose Verwirrung stürzte, die Einheimischen jedoch kaum störte.

Die Straßen waren breit und in der Mitte mit Bäumen bepflanzt, um die Fahrtrichtungen voneinander zu trennen und so ein Mindestmaß an Ordnung in den Verkehr zu bringen. Dennoch stand die imperiale Garde auf verlorenem Posten. Fußgänger, Reiter, Fuhrwerke und die dreirädrigen Karas schienen förmlich durcheinander zu wirbeln. Staus und kleinere Unfälle waren an der Tagesordnung.

Das Klima in Ensslent war gemäßigt und die Winter waren mild, dennoch hing über der Stadt ein wahrnehmbarer Dunst aufsteigender Dämpfe von den zahlreichen Kochstellen und den Maschinen der Produktionsstätten. Die hohe Anzahl der Feuer und die daraus resultierenden Gefahren hatten dazu geführt, dass in jedem Straßenzug eine zentrale Küchenstelle eingerichtet war, wo die Bewohner ihre warmen Mahlzeiten zubereiten oder empfangen konnten. Die Bevölkerung nannte diese Großküchen schlicht „Kaustuben“, da man hier seine Nahrung erwarb, sich an einen Tisch setzte und sie sofort zerkaute. Seit kurzem hatte die Handelsgilde verschließbare Töpfe entwickelt, die es ermöglichten, die heiße Nahrung mit nach Hause zu nehmen und dort zu verzehren. Die kleinen Metallbehälter verschafften der Gilde satte Profite und es gab Überlegungen, sie nicht zu verkaufen, sondern zu vermieten, da dies den Gewinn noch erhöhen würde.

Der Hafen im Westen von Ensslent spiegelte die Handelsbeziehungen des Imperiums wieder. Metallene Schiffe aus Telan lagen neben hölzernen aus Anram, dazwischen waren die Handelsschiffe anderer Reiche zu finden. Gelegentlich waren außerhalb der Bucht Korsaren oder Muschelschiffe der Erenok zu erkennen. Sie spähten nach Beute, um diese in den Weiten der Meere aufzubringen. Immer wieder fuhren karassische Kampfschiffe hinaus, um dieser Gefahr für den Handel zu begegnen.

Am Hafen gab es eine Reihe gemauerter Kais, große Lastenkräne, Handelsstuben und eine Vielzahl oft zweifelhafter Einrichtungen, die dem Vergnügen der Seeleute dienten und eine Doppelschwadron der Garde in Atem hielten.

Am nördlichen Rande von Ensslent lagen die Lagerhäuser der Handelsgilde. Hier wurden jene Waren gelagert, die man von den Schiffen entlud und später ins Innere des Imperiums transportieren wollte. Es gab Massenwaren für das einfache Volk, jedoch auch kostbare Dinge, die aus fernen Ländern herangeschafft wurden, um Hochherren und Hochfrauen zu erfreuen. Diese wertvollen Waren zogen gelegentlich Diebe an und so wurden die Warenhäuser von Söldnern der Gilde bewacht.

Eines dieser Lagerhäuser unterschied sich von den anderen. Zwar glich es ihnen völlig in seiner Bauweise, doch hier standen Soldaten des Imperiums. Hier gab es keine kostbaren Dinge zu bewachen, zumindest keine, mit denen sich handeln ließ, denn diese Lagerhalle war zur Heimat der Riesen geworden.

„Warum sind wir so groß und warum bist du so klein?“

Es war eine schlichte Frage, die Tonndar stellte und sie traf den Kern des Problems, mit dem sich Gerwent auseinandersetzen musste.

Gerwent, Hochkundiger und Lehrmeister der Riesen, war selber ein ungewöhnlich großer Mann und überragte seine Mitmenschen um mehr als Haupteslänge. Aus diesem Grunde hatte Hochherr Jomules von der Handelsgilde ihn auserwählt, seine ungewöhnlichen Schüler zu unterrichten. Für Gerwent hingegen war es die Gelegenheit, Tonndar und seine Gefährten zu studieren und so hatte er seinen Lehrstuhl an der Ehrenakademie bereitwillig aufgegeben und war dem Ruf der Gilde in die Hafenstadt Ensslent gefolgt.

„Lehrer, du hast meine Frage nicht beantwortet“, mahnte Tonndar mit sanfter Stimme.

Der junge Riese war nun knappe fünf Meter groß und Gerwent war sich nicht sicher, welchem Menschenalter das entsprach. In jedem Fall war er sehr viel reifer als ein menschlicher Halbwüchsiger, was aber vielleicht auch an den besonderen Umständen seines Lebens lag.

Immerhin lebten die fünf jungen Männer, und als solche musste man sie wohl betrachten, in einer riesigen Lagerhalle der Gilde und sahen nur wenig von der Stadt und ihrer Umgebung. Dieses wenige reichte aus, um in den wissbegierigen Riesen eine Menge Fragen aufkommen zu lassen, deren Beantwortung dem Hochkundigen Gerwent nicht leicht fiel.

„Nun, es ist nicht immer leicht Fragen zu beantworten“, begann Gerwent zögernd. Er stand auf einem erhöhten Podest und die fünf Riesen saßen im Halbreis vor ihm, so dass sie sich bequem in die Augen sehen konnten. „Ihr seid ebenso ungewöhnlich groß, wie auch ich ungewöhnlich groß bin.“

Tonndar lächelte und legte seinen Kopf ein wenig schräg. So, wie er es immer tat, wenn ihm eine Antwort nicht gefiel und er spürte, dass er den freundlichen Lehrmeister in Verlegenheit brachte. Gerwent bemerkte, dass der junge Riese seine linke Hand stützend unter den rechten Arm legte. Scheinbar schmerzte ihn die Stelle, an der ihn einst der Stachel eines Dreibeiners getroffen hatte. Das fingerlange Bruchstück saß sehr dicht an der Gelenkkapsel und es schien einst zu riskant, es zu entfernen. Inzwischen war so viel Gewebe darüber gewachsen, dass die Ärzte rieten, es einfach hinzunehmen. Es schien Tonndar nicht zu behindern, aber gelegentlich verspürte er wohl Schmerzen.

Für jemanden, der den Riesen zum ersten Mal begegnete, war es sicherlich nicht leicht, sie auseinander zu halten. Sie alle hatten eine nahezu identische Größe, den Körper eines ausgewachsenen Menschenmannes und nur wenige individuelle Unterscheidungsmerkmale. Es gab keine Haarfarbe oder Frisur, an der man sie auseinander halten konnte und selbst Gesichtsformen und augenfarben ähnelten sich sehr.

Tonndars Gesicht war ein wenig feiner geschnitten, als das seiner Gefährten und zeigte gelegentlich einen grüblerischen Ausdruck. Gerwent hatte den Eindruck, dass er der Wortführer der Gruppe war, obwohl ihn niemand dazu berufen hatte und er sich auch nicht danach zu drängen schien. Dennoch schien Tonndar großen Einfluss auf die anderen auszuüben, was vielleicht an seiner bedächtigen Art lag.

„Ungewöhnlich groß?“ Elmmdar grinste breit. „Nun, wenn du ein ungewöhnlich großer Mann bist und wir noch nicht ausgewachsen sind, wie du sagst, dann sind wir wohl weit mehr als ungewöhnlich, nicht wahr? Hochkundiger, wir haben die anderen Häuser gesehen und sie sind nicht mit unserem zu vergleichen. Sie sind größer und zugleich um so viel kleiner. Weil die Menschen, die in ihnen leben, kaum die Hälfte unserer Größe haben. Wie kann es sein, dass wir uns derart unterscheiden?“

Elmmdar war wohl der Skeptiker unter den Freunden. Er stellte nicht besonders viele Fragen, aber alles in Frage, was Gerwent ihm und seine Gefährten lehrte.

„Menschen unterscheiden sich nun einmal.“ Gerwent zupfte an seiner Gelehrtentoga. „Sie unterscheiden sich in ihrer Kleidung, ihren Gesichtern, ihren Haaren und auch ihrer Größe.“

„Aber wir sind sehr groß und wir haben keine... Haare“, knurrte Elmmdar.

„Und wir haben keine Beulen“, warf Korrunt ein. Er war ein gemüthlicher Charakter und liebte alles, was man ihm als Nahrung vorsetzte. Er war der einzige unter den Riesen, dessen Hüfte ein wenig gerundet wirkte. „Ich weiß, dass einige Beulen haben, aber unter uns ist keiner, der sie hat.“

„Wenn du weiter so viel frisst, werden sie dir noch wachsen“, meinte Borrwin auflachend und stieß den Freund an.

Gerwent war erfahren genug, seine Ohren mit Stoffstreifen zu schützen und das galt auch für die meisten anderen Menschen in der Halle der Riesen. Dennoch zuckte er ein wenig zusammen und machte eine mäßigende Geste mit den Händen. Die Stimmen der Riesen konnten sehr laut sein, was bei ihrer Körpergröße auch verständlich war, dennoch waren sie in der Lage, sie zum Flüstern zu senken. Gerwent fand dies erstaunlich.

„Nun, ihr habt keine Haare, das ist wahr. Aber es gibt auch andere, die kein Haupthaar haben. Oder bei denen es weniger wird.“ Der Hochkundige strich seufzend über seine schütterten Haare, deren Pracht zunehmend schwand.

„Aber was ist mit den Beulen?“, drängte Korrunt. „Ich habe sie gesehen, sie hängen vorne aus den Langjacken.“

„Das nennt man Kleider, du Blödmann“, korrigierte Borrwin. „Manche Menschen tragen nun einmal Kleider und haben diese Beulen an der Brust.“

„Frauen“, warf Tonndar ein. „Das sind Frauen und wir sind Männer. Frauen sind anders als andere Menschen. So, wie wir anders sind.“

„Aber wir sind keine Frauen.“ Korrunt kratzte sich ausgiebig. „Warum sind bei uns keine Frauen? Warum sind wir nur Männer?“

„Ja“, stimmte Tonndar zu, „und warum sind wir so groß?“

Damit schloss sich für Gerwent der Kreis. Er seufzte schwer und versuchte seine Verlegenheit zu verbergen. Am Anfang waren die Riesen für ihn nur ein ungewöhnliches Studienobjekt gewesen, doch inzwischen hatte er sie ins Herz geschlossen. Sie waren wissbegierige und freundliche Wesen und keineswegs jene gelangweilten Schüler, mit denen er es an der Akademie oft genug zu tun hatte.

Für Gerwent waren die Riesen in jedem Fall Menschen, wenn auch ungewöhnlich große Exemplare. Er empfand Trauer darüber, dass ihnen ein normales Leben verwehrt bleiben würde, ja, verwehrt bleiben musste. So konnte er nur versuchen, das Dasein seiner Schutzbefohlenen erträglicher zu machen.

Tonndar war sicherlich der neugierigste der Riesen. Er fragte nach und nahm die Dinge nicht einfach hin. Zudem bewies er Klugheit und Einfühlungsvermögen, denn oft, wenn er bemerkte, dass seine Fragen den gütigen Lehrmeister in Verlegenheit brachten, verzichtete er darauf, weiter auf ihre Beantwortung zu drängen. Er dachte viel nach, dass wusste Gerwent und er betrachtete das mit Sorge. Tonndar würde am Ehesten darunter leiden, anders als die übrigen Menschen zu sein, da er sicherlich begriff, wie groß die Unterschiede waren.

Auch Elmmdar konnte zu einem Problem werden.

Korrunt hingegen hatte ein freundliches und stets optimistisches Wesen.

Borrwin war ein ebenso ruhiger Typ. Aber er hatte ein erregbares Temperament. Darin ähnelte er Mennedur und dieser bereitete dem Lehrmeister wohl die größte Sorge. Mennedur hatte kein sanftes Wesen und war aufbrausend. Es kam vor, dass er Streit anfang und sich dann nur schwer wieder besänftigen ließ. Tonndar war der Einzige unter den Riesen, auf den

Mennedur bereitwilliger hörte. Ja, Mennedur konnte sich als Risiko erweisen, denn bald würden die Riesen die Halle verlassen müssen, um zu arbeiten.

Fünf Jahre waren die Riesen nun in der Obhut der Gilde.

Fünf Jahre, in denen die Riesen Unterkunft, Bekleidung und Verpflegung benötigt hatten. Bei einer Größe von fünf Metern benötigte man eine Menge Stoff und Leder, um sie angemessen zu bekleiden, auch wenn man bei den Riesen auf jegliches Schuhwerk verzichtete. Und sie konnten eine Menge essen. Die Fünf verbrauchten ebenso viel Nahrung, wie zwanzig erwachsene Männer und all das würde sich noch steigern, wenn sie erst ausgewachsen waren. Immerhin schienen die fünf Riesen eine erstaunliche Robustheit zu haben. Keiner von ihnen war jemals erkrankt.

Im Augenblick hatte die Gilde eine Menge Ausgaben, die kaum noch von den Einnahmen gedeckt wurden. Immer weniger Menschen interessierten sich für die Riesen und waren bereit, ihren Eintritt zu bezahlen, um einmal wöchentlich entlang der großen Balustrade zu flanieren, die sich in zehn Metern Höhe um die Halle zog. Die Menschen von Ensslent hatten sich zu sehr an den Anblick der Giganten gewöhnt und es gab zu wenige Reisende, um mit deren Kupfermünzen die Kosten zu decken.

Eine kleine Nebeneinnahme für die Gilde ergab sich aus den Abfallprodukten der Riesen. Ihr Harn erwies sich als besonders gerbsäurehaltig und wurde in der Lederherstellung geschätzt und ihr Dung war außergewöhnlich Nährstoffhaltig und fand bei den Landwirten im Umland seinen Absatz.

Dennoch, die Handelsgilde drängte darauf, dass die Riesen jene Dinge erlernten, mit denen sie sich nützlich machen konnten. Für Gerwent ein weiteres Problem. Um zu arbeiten, würden die Riesen die Halle verlassen müssen. Dann wurden sie mit der Stadt und ihren Bewohnern konfrontiert, die sie bislang nur für kurze Zeit gesehen hatten.

„Sie werden Angst haben.“

Hatte Tonndar die Gedanken des Hochkundigen erahnt?

Die anderen sahen ihren Wortführer fragend an. „Wer soll Angst haben?“

Hochkundiger Gerwent erwiderte Tonndars Blick. Er war offen und sanft, ohne Argwohn. Tonndar verdiente es, die Wahrheit zu hören. „Ja, sie werden Angst haben. Menschen haben immer Angst, wenn sie etwas Ungewöhnlichem begegnen.“ Er klatschte in die Hände, um die Aufmerksamkeit aller auf sich zu ziehen. „Es gibt immer Menschen, die vor anderen Menschen Angst haben. Weil sie diese nicht verstehen oder weil sie von ihnen bedroht werden.“

„Wir sind keine Bedrohung“, stieß Mennedur hervor.

„Wir sind nur ungewöhnlich groß“, stimmte Korrunt zu. Er warf verstohlene Blicke um sich, die verrieten, dass ihn der Hunger plagte.

Gerwent lachte. „Ensslent ist eine Hafenstadt, meine Kinder.“ Kinder? Ja, eigentlich traf es zu. Gerwent empfand für die Riesen, als seien es seine leiblichen Kinder. „In einer Hafenstadt begegnen sich viele Wesen aus vielen Ländern. Nicht alle von ihnen sind, äh, menschlich. Doch selbst unter den Menschen gibt es Streit.“ Er deutete auf Mennedur. „Du, Mennedur, trinkst gerne zwei Fässer Bier, nicht wahr? Und du weißt, wie sehr dir der Gerstensaft zu Kopf steigt. Dann wirst du streitsüchtig, gib es ruhig zu.“

Mennedurs Gesicht rötete sich. „Das bin nicht ich“, murmelte er. „Das ist der Gerstensaft.“

„Dennoch trinkst du ihn.“ Gerwent wies über die kleine Gruppe. „Manchmal geratet ihr dann in Streit und Mennedur hat Borrwin sogar einmal geschlagen.“

„Es war ein Versehen, ich wollte das nicht“, knurrte Mennedur. „Außerdem hat er zurückgeschlagen.“

„Ihr habt rasch wieder euren Frieden gefunden“, bestätigte Gerwent hastig, denn man spürte Mennedurs wachsenden Unmut. Er fühlte sich kritisiert und das mochte er überhaupt nicht.

„Jedenfalls gibt es so etwas in einem Hafen sehr häufig. Eigentlich überall, wo es viel Gerstensaft und anderen Alkohol gibt“, seufzte er. „Es gibt Menschen, die suchen dann nach Streit und es gibt andere Menschen, die vor den Streitsuchenden Angst empfinden.“

„Aber wir suchen keinen Streit“, versicherte Tonndar. „Warum sollten die anderen uns dann fürchten?“

„Weil sie Angst vor eurer Größe haben.“ Gerwent deutete zur Hallendecke hinauf. „Und ihr werdet noch ein gutes Stück wachsen.“

„Acht Meter“, bestätigte Korrunt und man hörte etwas Stolz aus seiner Stimme.

„Aber das ist kein Grund, Angst vor uns zu haben“, beharrte Tonndar.

„Wenn ihr den anderen, äh, Menschen mit Freundlichkeit begegnet, so werden sie ihre Angst verlieren und euch ebenfalls mit Freundlichkeit begegnen“, versicherte Gerwent.

In der Halle war eine Tonfolge von drei Pfiffen zu hören.

Über Korrunt Gesicht glitt ein freudiges Grinsen. „Essenszeit.“

Gerwent nickte. „Ja, ich denke, für heute haben wir auch genug geplaudert. Es ist wirklich Zeit für das Abendessen und danach solltet ihr ruhen.“

„Wirst du uns eine Geschichte erzählen?“, fragte Tonndar begierig.

Das Lächeln des Hochkundigen vertiefte sich. „Ich denke, das wird sich einrichten lassen. Aber nur eine kurze Geschichte.“

Es gab viele Geschichten und Legenden im Reich der Menschen und Gerwent hatte sich angewöhnt, den Riesen einige davon zu erzählen. Er wählte sie sorgfältig aus, denn nicht alle waren für dieses spezielle Publikum geeignet. Jene mit grausamen Inhalten, Liebesgeschichten oder Kriegslegenden klammerte er aus, denn sie hätten Fragen aufgeworfen, Wehmut erzeugt oder die unschuldigen Riesen erschreckt.

Gerwent hätte die fünf Freunde gerne wie normale Kinder unterwiesen. Seine Möglichkeiten waren jedoch begrenzt. Nie zuvor war man leibhaftigen Riesen begegnet und so war ihre Erziehung nicht alleine eine Angelegenheit der Gilde. Sicherlich waren die fünf Freunde ihr rechtmäßiges Eigentum und die Gilde kam für sämtliche Kosten auf, aber zugleich waren es eben keine normalen Menschen. Daher gab es Bedenken, ob sich die Giganten nicht eines Tages gegen ihre Eigentümer wenden könnten. Der imperiale Hof hatte bestimmt, dass die Bewachung und der Schutz der Riesen nicht in den Händen der Gilde lag, sondern Aufgabe der imperialen Armee sei. Der Gilde war dies Recht, denn der private Unterhalt der Wachmannschaft hätte zusätzliche Kosten aufgeworfen, welche man sich so ersparte.

Gerwent war mit dieser Lösung jedoch nicht glücklich, denn so war es ihm nicht alleine überlassen, für die Unterweisung seiner Schutzbefohlenen zu sorgen. Er musste die Inhalte seiner Lehren mit dem Kommandeur der Wache, dem Hochritter de Mulder, abstimmen, der sie auf ihre Unbedenklichkeit überprüfte. Wenigstens war der Adlige ein umgänglicher Offizier und Gerwent hatte die Empfindung, dass der Mann den Riesen einiges an Sympathie entgegen brachte. Auch seine Soldaten waren an Tonndar und seine Freunde gewöhnt und ließen keine Feindseligkeit erkennen. Im Gegenteil, oft genug scherzten die großen und die kleinen Menschen miteinander.

Dennoch waren die Riesen nicht mehr als Gefangene.

Sklaven der Gilde, auch wenn es ihnen noch nicht bewusst war. Die Soldaten waren mit ihren Bolzengewehren bewaffnet und sie dienten nicht nur dem Schutz der Riesen. Ob Tonndar und seine Freunde Anstoß daran nahmen, ließ sich schwer beurteilen. Sie waren all die Jahre an diesen Anblick gewöhnt und kannten es nicht anders. Die Wachen verhielten sich unauffällig, sprachen nur leise miteinander und schienen in der Regel nicht sonderlich auf die Riesen zu achten.

Ohne es zu ahnen, waren die Soldaten jedoch der Anlass für ein Spiel der Riesen geworden. Aus Langeweile hatten die fünf Jungen eine Fingersprache entwickelt, mit der sie sich lautlos unterhalten konnten, ohne dass die Männer auf der umlaufenden Galerie dies bemerkten. Gelegentlich wunderten diese sich, warum die Riesen plötzlich lachten, ohne dass ein Anlass dafür ersichtlich war. Diese Fingersprache war auch in anderer Hinsicht hilfreich. Wenn

Gerwent endgültig die Halle verließ, so bedeutete dies für die Fünf, die Nachtruhe einzuhalten. Doch sie waren nicht immer müde genug, um sofort einschlafen zu können. Dann bot ihnen die Fingersprache die Möglichkeit, unbemerkt miteinander zu reden. Keiner der Soldaten hatte diese Fertigkeit jemals bemerkt, aber Tonndar und seine Freunde hüteten sich, sie in Gegenwart des Hochkundigen anzuwenden. Seinen aufmerksamen Blicken wäre sie nicht entgangen und es machte den Riesen Spaß, ein kleines Geheimnis vor dem Lehrmeister zu hüten.

Das große Doppeltor am Ende der Lagerhalle wurde endlich geöffnet und Korrunt schmatzte genießerisch, als der Duft von Rindfleischsuppe hereindrang. Der rundliche Riese liebte diese Suppe und leerte auch den letzten Tropfen aus den Schüsseln seiner Freunde, wenn die ihre Mahlzeit beendet hatten.

Wie üblich waren es zwei kleine Pferdefuhrwerke, die gemächlich hereinrollten, damit nichts verschüttet wurde. Die Pferde hatten sich inzwischen an Anblick und Geruch der Riesen gewöhnt und scheuten nicht mehr vor ihnen zurück. Fahrer und Begleiter der Wagen lenkten diese zur Mitte der Halle, wo das mächtige Podest stand, welches Gerwent als Podium und den Riesen als Tisch diente. Der Hochkundige stieg rasch die Stufen hinunter, während Korrunt und Borrwin das Essgeschirr aus einem Regal holten. Die Löffel hatten extra angefertigt werden müssen, doch Töpfe und Schüsseln waren übliche Gebrauchsgegenstände. Normalerweise dienten sie dazu, das Essen für eine volle Gruppe Soldaten zu bereiten. Die großen Töpfe sah man oft in den Industriehallen, wenn die Nahrung für die Belegschaft ausgegeben wurde.

Korrunt hob die beiden großen Gefäße mit der Suppe vom Wagen und stellte sie auf den Tisch. Wie üblich ein weniger näher zu seiner eigenen Schüssel. Tonndar nahm die Brote vom zweiten Wagen. Wenn die Riesen ausgewachsen waren, würden diese Backwaren wohl in einem einzigen Bissen in ihre Mägen wandern.

„Morgen gibt es richtigen Braten“, verkündete einer der Helfer. „Gutes Rind vom Hof der Herrin Karana. Sie hat euch fünf Stück Hornvieh geschenkt, da euer Dung ihr Getreide sprießen lässt.“

Tonndar grinste und sah, wie Borrwin den rundlichen Korrunt anstieß. „Das haben wir dir zu verdanken“, scherzte er. „Du produzierst sicher den meisten Dung.“

Korrunt nahm das nicht übel. „Ich habe nun einmal einen kräftigen Körper, da brauche ich auch kräftiges Essen.“

Der Hochkundige Gerwent hatte inzwischen die Halle durchquert und betrat den abgegrenzten Raum, in dem er sich auf die Lehrstunden der Riesen vorbereitete. Zu seiner Überraschung waren hier mehrere Personen versammelt.

Er nickte dem wachhabenden Ritter zu, der den Gruß kaum bemerkte, da er in die Lektüre einer Zeitschrift vertieft war, dann grüßte er die anderen.

„Ungewöhnlicher Besuch für diese späte Stunde“, bekannte Gerwent. „Die ärztliche Untersuchung ist erst in drei Tagen fällig.“

Er hatte die Kundige Helena und den Handelsherrn Jomules nicht erwartet und ihr Erscheinen musste einen unerfreulichen Grund haben.

Helena war eine junge Ärztin in einem großen Heilerhaus der Stadt und die Gilde bezahlte sie dafür, regelmäßig nach den Riesen zu sehen. Bislang hatte sie kaum mehr tun müssen, als zufrieden zu lächeln und die Gesundheit der Fünf zu bestätigen. Einmal in der Woche wurden die fünf Giganten über eine Nebenstraße zu einem Seitenbecken des Hafens geführt. Dort konnten sie ausgiebig baden und wurden bei dieser Gelegenheit einer ärztlichen Augenscheinuntersuchung unterzogen. Augenschein besagte, dass die Kundige Helena darauf verzichtete, jeden der Riesen abzuhören oder seine Reflexe mit einem Hammer zu überprüfen.

Der Hochherr Jomules machte einen besorgten Eindruck auf Gerwent und hatte ein in rotes Leder gebundenes Buch unter den Arm geklemmt. Gerwent kannte dieses Buch zu Genüge. Jede Kupfermünze war darin verzeichnet, welche die Handelsgilde in die Riesen investierte.

Fünf Jahre war es her, dass Jomules den Riesen erstmals begegnet war. Er schien noch immer fasziniert von ihrer Erscheinung, doch zugleich sorgte er sich um die Kosten des Unterhalts.

„Die Gilde ist in Sorge, Hochkundiger Gerwin“, sagte der fette Handelsherr ohne Umschweife. „Der Profit sinkt und die Kosten werden in absehbarer Zeit steigen.“

„Nun, die Riesen werden noch wachsen“, bestätigte Gerwent. „Das liegt in ihrer Art.“

„Hm, ja, sicherlich“, brummelte der Handelsherr missmutig. „Doch leider wächst der Gewinn nicht mit ihnen. Es gibt kaum noch Leute, die zur Halle der Riesen kommen und ihre Kupfermünzen geben. Wahrhaftig, Hochkundiger, die Kosten steigen und wenn das so weiter geht, wird die Gilde ihren Gürtel enger schnallen müssen.“

Gerwent musterte den fülligen Leib. Jomules Gürtelschnalle schien noch im gewohnten Loch zu sitzen.

„Das Bestaunen der Riesen reicht nicht aus, um die Investitionen zu decken“, fügte Jomules hinzu. „Und ihr Dung ebenfalls nicht.“ Der Hochherr leckte sich über die fülligen Lippen. „Wann sind sie soweit, dass sie etwas Sinnvolles produzieren können?“

Gerwent sah den Händler abschätzend an. „Was meint Ihr damit, Hochherr? Sollen sie irgendwelche Kunststückchen vorführen?“

Für einen Augenblick glomm abschätzendes Interesse in den Augen von Jomules auf, bevor er eine abwehrende Handbewegung machte. „Unsinn. Auch daran würde das Interesse rasch erlahmen. Ich habe überlegt, ob wir die Burschen in eine der anderen Städte verlegen. Dort kennt man sie noch nicht.“

„Auch dort würde das Interesse an ihrem Anblick früher oder später ausbleiben“, knurrte Gerwent, dem diese Aussicht überhaupt nicht behagte. „Zudem würde es der Entwicklung der Riesen eher schaden. Wenn man sie aus der gewohnten Umgebung reißt, könnte sie das verwirren. Es sind kaum mehr als Kinder.“

„Unsinn.“ Jomules hatte sich offensichtlich für seine Idee erwärmt. „Reisen bildet und verschafft ihnen neue und interessante Eindrücke. Ihre Versorgung erfordert in Ensslent ebenso viel Aufwand, wie in jeder anderen Stadt. Und der Transport kostet kaum etwas, da sie selber laufen können.“

Gerwent war skeptisch, ob eine neue Lagerhalle den fünf Freunden tatsächlich auch interessante neue Eindrücke vermitteln konnte.

Der Ritter ließ seine Zeitschrift sinken. „Es geht mich ja nichts an, welche Verwendung ihr für die Riesen beabsichtigt, aber ich kann sie mir nicht als Händler vorstellen. Obwohl ihr Anblick, wie sie auf dem Markt Töpfe, Leder und Stoffe anbieten, sicher beeindruckend sein dürfte.“

Jomules schnappte hörbar nach Luft, nickte dann aber widerwillig. „Ich verstehe. Es sollte ein Scherz sein, nicht wahr? Schön, und was denkt Ihr, Ritter, wie man sie verwenden sollte?“

„Das liegt doch auf der Hand“, knurrte der Offizier der Wache. „Seht sie euch an. Sie sind jetzt schon sehr groß und auch sehr stark. Dafür gibt es doch sicher eine passende Arbeit.“

Jomules strich sich über das feiste Doppelkinn. „Arbeit... Nun, wenn ich es recht bedenke, so ist an euren Worten viel Wahres, Ritter. Wenn sie groß sind, könnten sie einen Hebebaum ersetzen oder sogar einen Kran. Sie könnten im Hafen oder beim Bau der Häuser arbeiten.“

Jomules dachte angestrengt nach und schlug das rote Buch auf, um nach den Zahlen zu sehen. Gerwent war sich sicher, dass der Mann sie auswendig kannte. Der Hochherr war nicht umsonst so weit in der Gilde aufgestiegen.

„Natürlich wäre es dann eine Angelegenheit der Arbeitergilde und nicht der Handelsgilde“, sinnierte Jomules. „Gute Arbeitskräfte kann diese Gilde ja immer gebrauchen. Allerdings... Wenn man die Kosten sieht, welche die Riesen verursachen...“

„Sie werden größer und stärker“, erinnerte Gerwent. „Und sie sind klug genug, um jede Arbeit zu erlernen.“

Jomules räusperte sich. „Nun ja, vielleicht wäre dies wirklich...“ Er straffte sich und klappte das Buch zu. „Ich werde einmal ein paar Worte mit Hochherr Bernlos von der Arbeitergilde wechseln. Es mag sein... Vielleicht... Immerhin, sie werden größer und stärker.“

„Wie ich es sagte“, bekräftigte Gerwent.

Ihm war alles Recht, solange seine fünf Schützlinge ins Ensslent bleiben konnten.